

# **„Es ist Zeit, über das Leid und Unrecht zu reden!“**

Kinder und Jugendliche  
in stationären Einrichtungen  
der Behindertenhilfe und der Psychiatrie  
in den Jahren 1949 bis 1975

**Dokumentation  
der Veranstaltung  
am 16. März 2018  
im Bayerischen Landtag**



**Bayerischer  
Landtag**

Bayerisches Staatsministerium für  
Familie, Arbeit und Soziales





## **Begrüßung**

### **Anuschka Horn Moderatorin**

Grüß Gott, meine sehr geehrten Damen, meine Herren! Ich begrüße Sie auf das Herzlichste zu einer wichtigen, zu einer notwendigen und auch ganz besonderen Veranstaltung.

Den musikalischen Dreifach-Einstieg schenkte uns die ABM-Unplugged; das ist die kleine Besetzung des ABM-Orchesters der Stiftung Attl, in der Nähe von Wasserburg am Inn. Die Herrschaften haben uns jetzt gerettet. Ich darf Ihnen nämlich verraten, dass wir auf der Suche nach unserer Landtagspräsidentin sind. Entweder denkt sie immer noch, dass sie die Erste Frau des Staates ist, die sie ja die letzten zwei Tage war, und hat jetzt etwas ausdiskutieren mit dem neuen Ministerpräsidenten – möglicherweise –, aber ich meine, das Ergebnis wird sie uns sicherlich in Bälde mitteilen.

Ich darf vorneweg Sie, liebe Betroffene, als ganz besondere Ehrengäste hier im Bayerischen Landtag, hier im Senatssaal des Maximilianeums begrüßen.

Und nun ist es mir eine besondere Freude, Ihnen auch unsere Landtagspräsidentin ankündigen zu dürfen. Sie hat den Weg zu uns in den Senatssaal gefunden. Herzlich willkommen zu Ihrer eigenen Veranstaltung!

Ich darf vor allen Dingen – und das ist unserer Landtagspräsidentin ganz besonders wichtig – nicht allein die Betroffenen als unsere ganz besonderen Ehrengäste begrüßen, sondern auch den Vorsitzenden des Sozialausschusses Joachim

Unterländer und seine Stellvertreterin Doris Rauscher – Sie werden sie dann gleich im Gespräch erleben –, ebenso die Vorsitzende des Ausschusses für Gesundheit und Pflege, Kathrin Sonnenholzner, sowie ihren Stellvertretenden Ausschussvorsitzenden Bernhard Seidenath.

Herzlich willkommen auch Irmgard Badura! Sie ist die Behindertenbeauftragte der Bayerischen Staatsregierung.

Und ganz wichtig ist, dass heute auch die Vertreter der Kirche anwesend sind: Herzlich willkommen Weihbischof Rupert Graf zu Stolberg und Pfarrer Michael Bammessel.

Alle unsere Irrtümer übertragen wir auf unsere Kinder, in denen sie untilgbare Spuren hinterlassen. Die Dimensionen der Irrtümer und Vergehen von damals sind groß, die untilgbaren Spuren sind es ebenso. Wie viel Leid, wie viel Unrecht widerfuhr Kindern und Jugendlichen in stationären Einrichtungen der Behindertenhilfe und der Psychiatrie! Heute, Jahrzehnte später, ist die Zeit der Anerkennung und auch der Hilfe gekommen. Vor einem Jahr wurde die „Stiftung Anerkennung und Hilfe“ in einer Gemeinschaftsleistung von Bund, Ländern und der Kirchen gegründet.

Große Paten sind der Bayerische Landtag und auch das Sozialministerium.

Ausgerechnet in dieser Woche hat Landtagspräsidentin Barbara Stamm Geschichte geschrieben. Zum ersten Mal in der Historie des Freistaates stand mit ihr eine Frau an der Spitze in Bayern. Sie überbrückte das Machtvakuum vom Abgang unseres ehemaligen Ministerpräsidenten Seehofer bis zur Wahl von Markus Söder heute zum neuen Ministerpräsidenten, denn zusammen mit dem Ministerpräsidenten tritt automatisch die Staatsregierung zurück. – Meine Damen und Herren! Man hätte sich doch fast an die weibliche Regentschaft hier in Bayern gewöhnen können.

Die Landtagspräsidentin und nicht mehr Spitze des Freistaates Bayern, Barbara Stamm, eröffnet jetzt hier die Veranstaltung.

Herzlich willkommen!



## Impulsbeiträge

### **Johannes Hintersberger, MdL** **Staatssekretär im Bayerischen Staatsministerium** **für Arbeit und Soziales, Familie und Integration**

Ein herzliches „Grüß Gott!“, meine sehr geehrten Damen und Herren, sehr geehrte Frau Präsidentin, hochwürdige Geistlichkeit, ehrwürdige Schwestern, liebe Kolleginnen und Kollegen aus dem Bayerischen Landtag, aber ganz besonders Ihnen, meine sehr verehrten Damen und Herren, die Sie heute ja auch schon lange Wege hinter sich haben, um hier zu dieser Veranstaltung in das Maximilianeum, in den Senatssaal, hier in den Bayerischen Landtag zu kommen!

Ein herzliches „Grüß Gott!“ und ein herzliches Danke, meine sehr verehrten Damen und Herren, dass Sie zu diesem Begegnungstag der „Stiftung Anerkennung und Hilfe“ gekommen sind. Unsere Landtagspräsidentin hat es gesagt: Dies ist beileibe alles andere als selbstverständlich. Von daher danke auch für diesen persönlichen Mut, dass Sie heute hier zusammen mit den verschiedenen Entscheidungsträgern der verschiedenen Ebenen ins Gespräch kommen, Sie, die Sie in Ihrer Kindheit, in Ihrer Jugend, viel Schlimmes, viel Leid erfahren mussten. Und ich bewundere – und ich sage das nicht nur so – diese Energie und diesen persönlichen Mut, meine sehr verehrten Damen und Herren, die Ihnen trotz dieser bedrückenden Last der Erfahrungen in Ihrer Kindheit, in Ihrer Jugend, diesen unbändigen Willen und diese Kraft gegeben haben, erfolgreich durch das Leben zu gehen und heute auch hierherzukommen und mit dabei zu sein.

Daher nochmals ein herzliches „Grüß Gott!“ und vielen Dank! Schön, dass Sie heute bei uns sind!

Ich bedanke mich sehr herzlich bei Ihnen, liebe Landtagspräsidentin, dass Sie hier, im politischen Herz unseres Freistaates, den Senatsaal für diese Veranstaltung geöffnet haben. Auch dies macht beispielhaft deutlich: Ihr Schicksal, meine Damen und Herren, wird gesehen, muss gesehen werden, wird anerkannt, lässt niemanden kalt auch in diesem besonderen Rahmen.

Ich freue mich auch sehr, dass heute viele Vertreter aus der Politik, aus den Kirchen, aus den Trägern, aus den Wohlfahrtsverbänden da sind. Sie geben hiermit diesem Begegnungstag nicht nur einen würdigen Rahmen, nein, durch Ihre Anwesenheit, meine Damen und Herren, geben Sie ein wichtiges Bekenntnis ab. Sie sagen, das Geschehene geht uns alle an. Und ich darf hinzufügen: Sie tragen in Ihren Ämtern, in Ihren Funktionen, in Ihren Verantwortungsbereichen zur öffentlichen Anerkennung und Aufarbeitung dieser schlimmen, leidvollen Erfahrungen und dieses Unrechts bei. Und ich bitte Sie, uns dabei weiter engagiert zu unterstützen, noch mehr Menschen über die Angebote, über die Hilfestellungen, wie es die Frau Präsidentin auch auf den Punkt gebracht hat, der „Stiftung Anerkennung und Hilfe“ weiter zu informieren, weiter zu begleiten, diese Aufarbeitung weiter engagiert zu betreiben. Ich danke Ihnen für Ihren Beitrag zu einer öffentlichen Kultur dieser Anerkennung.

Meine Damen und Herren! Dem Freistaat Bayern liegen die Schicksale der Menschen, denen in ihrer Kindheit, in ihrer Jugend in den fünfziger bis zu den siebziger Jahren in Heimen Unrecht widerfahren ist, sehr am Herzen. Das gilt für die Menschen, die in Erziehungsheimen waren, genauso wie für die Kinder und Jugendlichen in den stationären Einrichtungen der Behindertenhilfe und der Psychiatrie. Wir haben uns als Freistaat daher mit Nachdruck für die „Stiftung Anerkennung und Hilfe“ eingesetzt, für deren Gründung, für deren Ausstattung und Ausgestaltung, und, wie ich vorhin bereits gesagt habe, vor gut einem Jahr ist dieses gemeinsame Stiftungswerk zusammen mit dem Bund, mit den Kirchen, mit den Ländern gegründet worden.

Aber – und ich kann mich diesen Worten zu 100 % anschließen – die Frau Präsidentin hat auch gesagt, die Stiftung, die notwendigen Mittel sind das eine. Aber es damit abzuhaken und als erledigt zu erklären wäre viel zu wenig. Von daher bin ich dankbar, dass wir diesen Begegnungstag heute miteinander mit vielen Gesprächen und mit Zuhören veranstalten.

Die Stiftung hilft Menschen, die in Einrichtungen der Behindertenhilfe und der Psychiatrie schlimmes Leid und Unrecht erfahren mussten, und sie tut das mit Gesprächs- und Beratungsangeboten, aber auch mit finanziellen Anerkennungs-

leistungen oder zum Beispiel Rentenausgleichszahlungen. Darüber hinaus möchte die Stiftung ganz bewusst die Öffentlichkeit über das leidvolle Schicksal der Betroffenen informieren und über das Geschehen auch wissenschaftliche Grundlagen schaffen und das Geschehen aufarbeiten. Dafür wurde auch das Institut der Uni Düsseldorf beauftragt.

Ich danke im Namen der gesamten Staatsregierung für die bisher geleistete Arbeit, namentlich auch den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Anlauf- und Beratungsstelle beim ZBSF, beim Landesjugendamt hier in München.

Meine sehr verehrten Damen und Herren! „Es ist Zeit, über das Leid und Unrecht zu reden!“, so das Motto, der Titel des heutigen Begegnungstages. Und ich füge hinzu: Es ist höchste Zeit, endlich über dieses Unrecht zu sprechen und mit den Menschen zu reden, denen es widerfahren ist und die schlimmes Leid erfahren mussten. Und es ist höchste Zeit, die Dinge auch klar beim Namen zu nennen. Ich bin überzeugt, nur so kann eine wirkliche Aufarbeitung im wahrsten Sinne des Wortes erfolgen.

In einer Zeit des wirtschaftlichen Aufschwungs, ja Wirtschaftswunders, wurde vielen Kindern und Jugendlichen in Heimen ihre Würde, ihre Persönlichkeit geraubt, aberkannt, kaputt gemacht. Statt Schutz zu erhalten waren die Kinder und Jugendlichen oft schutzlos, machtlos, der Willkür ausgeliefert. Körperliche Züchtigungen, seelische, sexualisierte Gewalt, Schlaf- und Essensentzug, die Verweigerung von Bildung oder der Zwang zur Arbeit waren leider nicht nur Einzelschicksale. – Meine sehr verehrten Damen und Herren! Sie beschämen uns, diese Schicksale tun uns weh.

Wenn wir über Leid und Unrecht in Einrichtungen der Behindertenhilfe und der Psychiatrie sprechen, so müssen wir auch über Arzneimitteltests sprechen, ein Thema, über das ja aktuell viel diskutiert wird. Auch hier vielen Dank für das Engagement, lieber Joachim, liebe Frau Kollegin Rauscher, für die Diskussion in der Legislative, in den Ausschüssen. Wir haben bisher nur wenige konkrete Hinweise auf solche Tests in bayerischen Einrichtungen, können aber beileibe nicht ausschließen, dass es noch Fälle gibt, die im Dunkeln liegen. Systematische Versuche mit neuen Arzneimitteln und Impfstoffen ohne Einwilligung der Personensorgeberechtigten sind heute Unrecht, meine Damen und Herren, und waren auch damals Unrecht. Wir müssen alles in unserer Macht Stehende tun, und wir tun es auch, um diese Vorgänge aufzuklären. Dazu werden wir gemeinsam mit den Trägern und Einrichtungen allen Hinweisen nachgehen. Unsere Ministerin hat klar verfügt, dass jedem Verdachtsfall nachgegangen wird und unser Haus umgehend

informiert wird. Aber auch die Auftraggeber und die beteiligten Ärzte sind gefordert, sich an dieser Aufklärung zu beteiligen.

Meine sehr verehrten Damen und Herren! Es ist also in der Tat Zeit, über das Leid und das Unrecht zu reden. Die betroffenen Menschen haben mehr als ein Anrecht darauf. Aber, meine Damen und Herren, zur Wahrheit gehört immer auch eine Differenzierung, die Vollständigkeit müssen wir auch beachten. Deshalb ist heute auch die Stunde, daran zu erinnern, dass es neben den unfassbar schlimmen und in keiner Weise zu rechtfertigenden Verfehlungen auch viele, viele Einrichtungen gab, die das Wohl der Kinder und Jugendlichen in den Mittelpunkt ihrer Arbeit, ihrer Sorge stellten. Ebenso gab es viele, viele Pflege- und Erziehungspersonen, deren Arbeit von Empathie, von mitfühlender Verantwortung, von humanistischen und christlichen Idealen geprägt war.

Gewiss, man wird das damalige Handeln nicht allein daran messen, was wir heute wissen und denken, aber wenn unschuldigen Kindern und Jugendlichen unrecht getan wurde, so ist es auch heute noch unrecht. Und wenn fachlich gegen besseres Wissen gehandelt wurde, so war und ist dies unrecht.

Meine sehr verehrten Damen und Herren! Ich bitte Sie und alle Betroffenen, denen in Heimen schlimmes Leid und Unrecht widerfahren ist, im Namen aller Beteiligten um Entschuldigung. Wir können das Leid, die schlimmen Erfahrungen, das Unrecht nicht ungeschehen machen, aber wir können es durch Anerkennung, durch Würdigung, durch Hilfen aufarbeiten und lindern. Und wir können hier auch immer wieder deutlich die Mahnung herauslesen: Schaut genau hin auch in der heutigen Arbeit und in der heutigen Verantwortung! Dies ist die Zielsetzung und die Aufgabenstellung der „Stiftung Anerkennung und Hilfe“.

Ich danke allen, die sich hier engagiert eingebracht haben und engagiert einbringen. Ich freue mich auf die Gespräche. Alles Gute, Gottes Segen! – Vielen Dank.

## **Anouschka Horn**

Diese Entschuldigung, so offen und klar von Ihnen formuliert, tut sicherlich vielen verletzten Herzen wohl.

Was man als Kind geliebt hat, bleibt im Besitz des Herzens. Das Gegenteil ist leider auch der Fall. Was einem als junger Mensch Schlimmes widerfahren ist, bleibt ebenfalls im Besitz des Herzens. Noch heute haben die Kinder und Jugendlichen von damals mit den Folgen der Verletzungen körperlicher und seelischer Art zu kämpfen, als sie nicht der Hölle der stationären Einrichtungen entrinnen konnten, als sie hilflos waren, als sie teilweise nicht einmal von ihren Eltern in der Form ernst genommen wurden, wie sie es sich so sehr gewünscht hätten. Und heute, nach all den Jahren: Wie ist den verletzten Kindern von damals zu helfen? Kann ein wirklich heilender Aufarbeitungsprozess gelingen? Wer kann helfen? Wir alle?

Eine Art effektive Eingreiftruppe für politische Antworten auf soziale Fragestellungen und Probleme ist der Sozialausschuss des Bayerischen Landtags. Joachim Unterländer, der Vorsitzende, und seine Vertreterin, Doris Rauscher, jetzt mit sicherlich interessanten Einschätzungen. Schön, dass Sie jetzt zu Ihrer eigenen Veranstaltung sprechen.





**Joachim Unterländer, MdB**  
**Vorsitzender des Ausschusses für Arbeit und Soziales,  
Jugend, Familie und Integration des Bayerischen Landtags**

Liebe Betroffene, liebe Angehörige! Ich darf das Wort „Betroffene“ mit allem Respekt sagen. Sehr verehrte Frau Landtagspräsidentin! Lieber Herr Staatssekretär! Liebe Kolleginnen und Kollegen! Liebe Frau Badura! Liebe Vertreter der Kirchen! Meine sehr geehrten Damen und Herren! Für uns ist dies ein großartiger Tag, ein beeindruckender Tag, aber auch ein Tag der Verpflichtung, und das, was wir jetzt von Frau Präsidentin Barbara Stamm und von Herrn Staatssekretär Johannes Hintersberger schon gehört haben, ist ein Beweis dafür, dass die heute politisch Verantwortlichen alles tun wollen, um zu helfen, wenn es um die Probleme geht, die Sie erfahren haben, aber auch aufzuarbeiten und Perspektiven zu entwickeln, dass so etwas in Einrichtungen der Behindertenhilfe und der Psychiatrie in Zukunft nie mehr geschieht.

Wir haben in diesem Zusammenhang gehört, Gewalt ist Gewalt, und Gewalt gab es nicht nur in Erziehungsheimen, die uns zunächst einmal besonders beschäftigt haben mit dem sogenannten Heimkinderfonds, sondern auch in Behindertenheimen. Und so hat der Ausschuss für Arbeit und Soziales, Jugend, Familie und Integration als inhaltliche Anlaufstelle – Frau Horn hat es gerade angesprochen – das Thema wiederholt aufgegriffen, nachdem es zunächst zum Thema der Jugendhilfeeinrichtungen über mehrere Jahre größere Veranstaltungen gegeben hat. Wir haben dazu zum einen eine Anhörung im Bayerischen Landtag durchgeführt und uns zum anderen erst vor einiger Zeit, Frau Kollegin Rauscher, mit Anträgen von den Landtagsfraktionen auch mit dem Medikamentenmissbrauch, den der Herr Staatssekretär angesprochen hat, auseinandergesetzt.

Für uns ist klar, auch mit dem heutigen Tag der Begegnung mit dem, was wir hier miteinander besprechen wollen, ist das nicht zu Ende, sondern das ist ein Auftakt und es geht weiter. Und wir können Ihnen auch zusagen, wir lassen nicht locker in der Aufarbeitung und vor allem bei der Hilfe für Sie, meine Damen und Herren. Uns ist es aber auch wichtig, dass die ohnehin hervorragend arbeitende Anlaufstelle – Herrn Rösler und seinem Team sei an dieser Stelle einmal auch ausdrücklich gedankt! – weiterarbeitet und dass auch die Aufarbeitung der persönlichen Schicksale gründlich und sensibel erfolgt.

Im Zusammenhang mit dieser von mir bereits genannten Anhörung hat eine Angehörige aus einem Verband der Angehörigen der Psychiatrie-Opfer über die Horrorvorstellungen und die Angst berichtet, in der Einrichtung vergessen zu werden. Sie hat die Sorge gehabt: Ich komme da nie wieder hinaus. Dies ist für uns alle sehr beeindruckend gewesen, aber es ist auch – ich darf das noch einmal sagen – politische Verpflichtung und Ansporn, gemeinsam mit Ihnen und vor allem gemeinsam mit den Verantwortlichen der Einrichtungen in Zukunft dafür zu sorgen, dass es andere Rahmenbedingungen gibt, in denen so etwas nicht mehr vorkommt.

Diese Aufarbeitung und die wissenschaftlichen Untersuchungen, Herr Prof. Keupp, sind nicht so ausgeprägt wie in der Kinder- und Jugendhilfe. Es gab wenig Forschung in der Behindertenhilfe und der Psychiatrie in diesem Bereich. Deshalb sind auch in diesem Zusammenhang immer wieder Anstöße notwendig, um Fragestellungen der Gewalt in der unterschiedlichsten Ausprägung bis hin zur Zwangssterilisation zu begleiten. Für uns muss klar der Grundsatz gelten, dass bei dieser Aufarbeitung nicht nur die Rechtsverstöße, sondern auch das individuelle Leid der Maßstab sind. Daran müssen wir uns orientieren.

Ich danke in diesem Zusammenhang auch nochmals der Anlaufstelle, Dank auch von meiner Seite nochmals – es war ja eine etwas schwierigere Entstehungsgeschichte – der Frau Landtagspräsidentin Barbara Stamm, an den Herrn Staatssekretär und die Ministerin im Sozialministerium und an die Geschäftsstelle der „Stiftung Anerkennung und Hilfe“. Ohne ihr Zutun wäre dieser hoffentlich wunderbare Tag für den Bayerischen Landtag so nicht möglich gewesen. Wir danken für diese Unterstützung, und in diesem Sinne hoffe ich nicht nur auf eine weiterhin gelingende Veranstaltung. Wir werden im Sinne von Hilfe und Anerkennung in unserem Ausschuss und im gesamten Parlament weiterarbeiten, auch aufgrund Ihrer Erfahrungen und Ihrer Berichte, denn wenn es darum geht, die Menschenwürde auch in stationären Einrichtungen sicherzustellen, muss es für jeden auf-

rechten Demokraten, für jede aufrechte Demokratin die erste Verpflichtung sein,  
hier tätig zu sein.

Alles Gute und herzlichen Dank, dass Sie heute da sind!



**Doris Rauscher, MdL**  
**Stellvertretende Vorsitzende des Ausschusses für Arbeit und  
Soziales, Jugend, Familie und Integration des Bayerischen Landtags**

Sehr geehrte Frau Präsidentin! Liebe Kolleginnen und Kollegen! Sehr verehrte Gäste! Liebe Betroffene, liebe Angehörige! Vielleicht haben Sie diese Lebensweisheit schon einmal gehört: Viele Menschen hinterlassen Spuren in deinem Leben, nur wenige hinterlassen Eindrücke. Sie, die Sie heute hier sind und damit dem heutigen Thema, all dem Leid und all dem Unrecht Ihr Gesicht geben, hinterlassen bei mir großen Eindruck. Sie setzen heute ein deutliches Zeichen dafür, wie wichtig es ist, über die unzumutbaren Umstände und Zustände in deutschen Heimen, in Krankenhäusern und Fürsorgeeinrichtungen aufzuklären und sie uns alle immer wieder ins Gedächtnis zu rufen.

Ein Hoch auf Sie für die Unendlichkeit, wie wir eingangs schon hören durften. Sie sind mutige Kämpfer, die sich von den schlimmen Erfahrungen ihrer Kindheit und Jugend nicht haben unterkriegen lassen. Dieser Kampfgeist in Ihnen beeindruckt mich und, wie ich meine, uns alle hier sehr. Vielen Dank, dass Sie heute alle da sind!

Liebe Gäste! Vielen unter uns, zu vielen Kindern und Jugendlichen, wurde viel zu lange die Kindheit gestohlen. Was wir heute unter einer behüteten Kindheit verstehen, wurde ihnen vorenthalten. Da gab es keine Wärme, keine lieben Worte, keine Ermunterung, keinen Trost, wenn einmal etwas schiefgegangen ist oder eine Umarmung nötig gewesen wäre. Stattdessen gab es Schmerzen, Schläge und das Gefühl des Ausgeliefertseins. In all den Jahren wurden Kinderseelen gebrochen, und dann wurden diese Kinder und Jugendlichen viel zu lange zum Schweigen verurteilt. Man hat den Halbgöttern in Weiß mehr vertraut als den betroffenen

Kindern und Jugendlichen. Man hat den Kirchen und all den wichtigen Persönlichkeiten mit ihren Aussagen geglaubt, nur das Beste für die Kinder zu wollen. Wirklich hingeschaut hat viel zu lange niemand. Vielleicht hat sich so mancher nicht wirklich getraut, zu viele wollten auch nicht hinschauen, und das, obwohl es um die Schwächsten der Gesellschaft ging: die Jüngsten mit einer Behinderung, mit einer psychischen Erkrankung. Dafür gibt es auch nicht wirklich eine Entschuldigung, selbst wenn wir uns heute mit großer Hochachtung bei Ihnen entschuldigen möchten.

Heute ist uns als Gesellschaft bewusst, wie wichtig es ist, Kindern ein gesundes, gutes Aufwachsen zu ermöglichen. Der Kinderschutz und die Kinderrechte nehmen inzwischen einen recht hohen Stellenwert ein. Leider kommen diese Erkenntnisse für viele Kinder und Jugendliche zu spät. Sie kämpfen mit ihren Erinnerungen, aber auch mit den Folgen von damals, sei es mit Traumatisierung oder körperlichen Beeinträchtigungen, sei es am Arbeitsmarkt, in größeren Gruppen oder auch im Umgang mit Autoritätspersonen.

An dieser Stelle möchte ich all denjenigen unter uns danken, die den Aufarbeitungsprozess angestoßen und vorangetrieben haben. Sie haben unglaublich viel Mut bewiesen. Sie haben das Schweigen durchbrochen und die Courage gehabt, aus Ihrer Kindheit zu berichten. Auch das war vermutlich nicht leicht. Sie haben sich nicht abschrecken lassen von den öffentlichen Diskussionen und vielleicht nicht immer nur positiven Rückmeldungen.

Mit großer Anerkennung und Respekt möchte ich sagen: Es war nicht umsonst. Sie haben maßgeblich dazu beigetragen, dass heute genauer hingeschaut wird auf das Vergangene und damit auf das, was Sie erlebt haben und was viel besser hätte gemacht werden müssen, aber auch auf das Gegenwärtige: Welche Strukturen haben sich bewährt, welche müssen geändert werden, wo sind Missstände bei der Heimunterbringung, von denen man leider auch heute immer wieder einmal hört, und wie können sie abgestellt werden? Welche politischen Weichen müssen wir in unserer Verantwortung stellen? Das ist unser Auftrag, das ist unsere Fragestellung.

Und Sie haben auch dazu beigetragen, dass es eine Veranstaltung wie diese heutige hier im Bayerischen Landtag gibt. Das ist auch Ihr Verdienst, darauf dürfen Sie auch stolz sein.

Liebe Gäste! Das, was Sie und viele andere Mädchen und Jungen in ihrer Kindheit erleben mussten, all die Demütigungen und all die Gewalt, das können wir

leider nicht ungeschehen machen. Ihre Erinnerungen können wir leider nicht auslöschen, aber wir können Sie so gut wie möglich dabei unterstützen, damit Ihr Alltag heute ein bisschen besser wird. Und vielleicht können wir durch die heutige Würdigung Ihres Leids und die Benennung des Unrechts etwas zur Heilung Ihrer Seelen beitragen. Das würde mich sehr freuen, das würde ich mir auch für Sie sehr wünschen. – Ich freue mich sehr auf den gemeinsamen Nachmittag mit Ihnen.

Vielen Dank.

## **Anouschka Horn**

Frau Rauscher, Herr Unterländer, ganz herzlichen Dank für diese Worte, die einem die Situation von damals auch in schmerzlicher, aber in realistischer Weise nähergebracht haben.

In der Bibel steht zu lesen: Wenn aber jemand sich weigert, für seine Angehörigen zu sorgen, gerade für jene, mit denen sie unter einem Dach wohnen, dann hat er seinen Glauben verleugnet, dann ist er schlimmer als ein Ungläubiger. – Gleichsam die Angehörigen, die es verdient hätten, dass man sich in ganz besonderer Weise um sie kümmert, sich um sie sorgt und sie versorgt, diese jungen Menschen hätten in stationären Einrichtungen der Behindertenhilfe und der Psychiatrie behandelt werden müssen. Aber das Selbstverständnis zahlreicher Heimleiter und Betreuer im Heim war so ganz anders, als wir es in unserer heutigen Betrachtung sehen, es war viel zu oft aus den Fugen geraten, auch und gerade, wenn man es aus christlicher Perspektive betrachtet. Betreuer begingen schlimme und unverzeihliche Kardinalfehler. Sie zerstörten Kinderseelen brutal und leider unwiederbringlich. Dabei sollten doch gerade die Betreuer für ihre Schützlinge das Beste auf die Füße stellen, so wie Frau Rauscher gesagt hatte, ein gutes Wort, eine Anerkennung, sie fördern, ihnen das Gefühl von einem Zuhause geben, und nicht das Gegenteil. Sie aber haben sich offenkundig geweigert, die ihnen Anvertrauten in adäquater Weise ins Leben zu führen, obschon sie mit ihnen unter einem Dach gewohnt haben.

Die Deutsche Bischofskonferenz und die Evangelische Kirche in Deutschland haben die Stiftung als neuen Hilfsfonds mit ins Leben gerufen und tragen ihn auch finanziell mit. Ich freue mich auf die Einschätzungen von Weihbischof Rupert Graf zu Stolberg und Pfarrer Michael Bammessel, dem Präsidenten der Diakonie in Bayern.



**Weihbischof Rupert Graf zu Stolberg**  
**Bischofsvikar für die Seelsorge region München in der Erzdiözese**  
**München und Freising**

Liebe Vertreterinnen und Vertreter aus Staat, Kirche und Gesellschaft! Ich hoffe, Sie erlauben mir diese Anrede in cumulo, denn heute geht es nicht um uns, sondern es geht um Sie, um die Betroffenen, und Ihr Schicksal ist der Grund, dass wir heute zusammengekommen sind. Es schmerzt uns, es erschreckt uns und erfüllt uns mit Trauer, dass in unser aller Namen geschehen konnte, was Sie erleiden mussten.

Wir haben es bereits mehrfach gehört: Kinder und Jugendliche sind Personen mit eigener Würde, sie haben eigene Rechte, die gesetzlich verankert sind. Diese Würde ist unantastbar und gilt genauso in den Familien wie in allen Jugendhilfeeinrichtungen. Diese Würde muss oberster Grundsatz im Umgang mit den anvertrauten Kindern und Jugendlichen sein. Eine Einschränkung dieser Rechte bedarf der Begründung und der richterlichen Entscheidung. Niemand kann sich einfach so zum Herrn über andere Menschen machen.

Bei allen Maßnahmen, die Kinder und Jugendliche betreffen, muss immer das Wohl der Betroffenen im Vordergrund stehen. Kinder und Jugendliche haben einen Anspruch darauf, dass alle, die an Erziehung, Betreuung und Förderung beteiligt sind, zu ihrem Wohl zusammenarbeiten. Diskriminierung von Mädchen und Jungen, sei es wegen ihres Geschlechts, ihrer Hautfarbe, ihrer kulturellen oder sexuellen Orientierung oder wegen ihrer körperlichen und seelischen Beeinträchtigungen, sind verboten und gehen überhaupt nicht. Kinder und Jugendliche haben ein Recht auf Schutz vor physischer, psychischer und sexualisierter Gewalt, und wo dies nicht gewährleistet wird, haben auch sie das Recht auf Beschwerde.

Das war, wir wissen es, und deswegen sind wir hier, nicht immer so. Auch in kirchlichen Einrichtungen war es nicht immer so. Unter uns sind Menschen, die das erleben und erleiden mussten. Die katholische Kirche in Deutschland wurde im neuen Jahrtausend von Skandalen über Misshandlungen und Missbrauchsfälle in ihren Kinder- und Jugendeinrichtungen erschüttert, von Vorfällen, die meist über Jahrzehnte verschwiegen worden waren.

Es wurden in diesem Zusammenhang dann noch einmal Fehler gemacht im Umgang mit den Opfern. Die Kirche hat den Opfern in den vergangenen Jahrzehnten kein oder zu wenig Gehör geschenkt und nicht oder zu wenig geholfen. Dies war eine wesentliche und schmerzliche Erkenntnis, die nach den Enthüllungen der zahlreichen Missbrauchsfälle in Heimen schmerzhaft gewonnen werden musste. Dieses Versagen der Kirche wurde unter anderem mit dem damaligen gesellschaftlichen Umfeld begründet. Das kann man nicht so stehen lassen, denn es wurden Wunden gerissen, die kaum mehr zu heilen sind.

Diese Fehler werden die Kirche noch lange belasten. Das sage ich nicht, weil es mir um das Ansehen der Kirche geht in dem Sinne, dass ich auf der Straße freundlich begrüßt werde, sondern weil wir als Kirche aus dem Evangelium etwas ganz anderes auf die Fahnen geschrieben bekommen haben. Frau Horn hat bereits aus der Bibel zitiert.

Deswegen kann ich heute hier nur sagen, wir wollen diese Fehler nicht ein zweites Mal machen. Das Hauptaugenmerk hat den Opfern zu gelten, denen Gehör zu schenken ist. Ihnen gilt unser Mitgefühl, ihnen gilt alle uns mögliche Unterstützung.

Gott sei Dank wurde die „Stiftung Anerkennung und Hilfe“ 2017 gemeinsam von Bund, Ländern und Kirchen ins Leben gerufen. Sie wird sich des Leids und des Unrechts, das vielen Kinder und Jugendlichen in Einrichtungen der Behindertenhilfe und der Psychiatrie in der Vergangenheit zugefügt wurde, annehmen. Es war den beiden großen Kirchen ein großes Anliegen, und wir haben uns dafür eingesetzt, dass die Betroffenen vergleichbare Möglichkeiten der Beratung und finanziellen Hilfe erhalten wie die Gruppe der Heimkinder.

So wollen wir uns auch weiterhin der Verantwortung für das Geschehene stellen und unseren Beitrag leisten, das Leid der Betroffenen in den Blick zu nehmen und die Folgen ihres Leidens zumindest zu lindern. Geschehenes Unrecht können wir nicht mehr ungeschehen machen, aber es darf nicht verschwiegen werden und darf sich nicht wiederholen.



Eine weitere wichtige Aufgabe der Stiftung sehe ich darin, die Ursachen und Zusammenhänge, wie es zu den Verfehlungen kommen konnte, zu verstehen. Die Erkenntnisse daraus helfen, in Zukunft die Aufgaben der Einrichtungen der Behindertenhilfe und der Psychiatrie besser zu erfüllen und Kinder und Jugendliche nicht mehr zu Opfern werden zu lassen, sondern wirklich alles zu ihrem Wohl zu tun und sie zu einem gelingenden Leben zu führen. Möge uns das gemeinsam mit Gottes Hilfe gelingen!

Ich bin gespannt auf die Erkenntnisse aus der heutigen Veranstaltung und wünsche der Stiftung alles Gute und Gottes Segen für ihre Arbeit. – Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit.



**Pfarrer Michael Bammessel**  
**Präsident der Diakonie Bayern**

Frau Präsidentin! Sehr geehrte Damen und Herren! Zunächst möchte ich mich dafür entschuldigen, dass ich Sie heute mit etwas ramponiertem Gesicht anschau. Ich hatte einen Fahrradunfall, der zum Glück glimpflich verlaufen ist, aber doch seine Spuren hinterlassen hat.

Ich möchte Sie eingangs ganz herzlich grüßen von unserem Landesbischof Dr. Heinrich Bedford-Strohm, der eigentlich selbst heute hier hätte sprechen wollen, aber leider verhindert ist. Das tut ihm deswegen besonders leid, weil er ja immer sehr dafür eingetreten ist, dass wir uns auch als Kirche und als Diakonie vorbehaltlos der Vergangenheit auch dort stellen, wo sie sehr dunkel und erschreckend ist, und dass auch wir da in einen Spiegel schauen. Er war von vornherein einer, der gesagt hat, wir müssen uns als Kirche und Diakonie natürlich bei dieser neuen Stiftung angemessen beteiligen. Das ist recht und billig, so wenig man auch mit Geld wirklich wiedergutmachen kann. Man kann das Leid zumindest etwas lindern oder den Betroffenen etwas Anerkennung verschaffen.

Mein persönlicher Zugang zu dem Thema ist eine Dame, die ich seinerzeit als Student in einem Heim der Diakonie kennengelernt habe. Sie war sprachbehindert und, wie sie selber drastisch ausdrückte, lange Jahre für „blöd“, also für geistig behindert gehalten worden. Sie war aus Scham verstummt, weil sie nicht wollte, dass man sie so schräg anschaut. Erst als nach vielen Jahren einmal ein junger Mann, ein Besucher, mit ihr Kontakt fand und sie geradezu gezwungen hat, zu reden, ist diese Frau aufgeblüht. Das, was die Profis in der Behinderteneinrichtung durch ihre Förderung offenbar nicht bewirkt haben, wahrscheinlich gar nicht daran geglaubt haben, hat dieser fachfremde junge Mann erreicht, dass sie nämlich

wieder anfang zu sprechen. Als ich sie dann kennenlernte, war sie eine lebenslustige, intelligente, verschmitzte Frau, mit der man sich mit etwas Geduld wunderbar unterhalten konnte. Und als sie dann ihren 60. Geburtstag feierte, tat sie das in einem Kreis vieler junger Leute, die sie in den letzten Jahren kennengelernt hatte.

Ich habe mir auch im Rückblick gedacht: Meine Güte! Warum haben wir es – und ich sage jetzt bewusst „wir“ – in der Diakonie und auch in anderen wohltätigen Einrichtungen so oft und so lange nicht geschafft, nicht gesehen, welche Potenziale, welche Begabungen in diesen anvertrauten Menschen stecken? Warum sind diese so oft entmündigt worden? Warum hat man immer gesagt, man weiß selber, was für sie gut ist? Warum hat man ihnen nicht zutraut, selbst zu sprechen, nicht nur äußerlich selbst zu sprechen, sondern auch für sich zu sprechen und auch einmal ihre Bedürfnisse zu artikulieren? Stattdessen ist in vielen Jahren aufgrund irgendwelcher Wertesysteme, denen man sich verpflichtet fühlte, aufgrund von pädagogischen Ansätzen, die oft sehr autoritär geprägt waren, eine Art von Betreuung erfolgt, die bei viel gutem Willen für die Betroffenen oft furchtbar war, und das ist eigentlich das, was für mich am schwierigsten zu verstehen ist.

Wenn man in alten Untersuchungen blättert: Die Diakonie Neuendettelsau zum Beispiel hat eine Studie über behinderte Menschen in ihren Einrichtungen in Auftrag gegeben. Da stellt man fest, von denen, die damals verantwortlich waren, die damals pädagogisch tätig waren, die Diakone, Diakonissen bei uns im evangelischen Raum, Pfarrer in der Leitungsfunktion, Pädagogen, sind nur die wenigsten ausgesprochene Sadisten oder Gewalttäter oder Vergewaltiger gewesen, natürlich gab es die auch, sondern überwiegend waren das Menschen, die subjektiv meinten, dass sie das Richtige tun, dass sie das Gute tun, dass sie wirklich für die ihnen Anvertrauten da sind und dass sie es so machen müssen, wie sie es tun.

In dem Referenzrahmen, in dem System, in dem sie sich bewegt haben, war das damals aus ihrer Sicht in Ordnung. Und es ist erschreckend, zu sehen, dass man damals gar nicht die Sensibilität und nicht den Blick gehabt hat für das, was man da getan hat, und dass es auch ganz anders möglich wäre, ganz anders für Menschen mit Behinderung da zu sein, als es damals die Praxis war.

Und das, meine Damen und Herren, gibt mir auch für heute doch eine bange Frage mit: Kann es vielleicht sein, dass auch wir in unserer Zeit an mancher Stelle gefangen sind in dem, was wir für rechtens, für gut, für pädagogisch verantwortet, für vielleicht sogar auf der Höhe der Wissenschaft, der Heilpädagogik oder der

Soziologie usw. befindlich ansehen, wo vielleicht in 50 Jahren im Senatssaal des Bayerischen Landtags eine Veranstaltung stattfindet, wo man dann kopfschüttelnd oder erschrocken auf manches schaut, was wir heute mit gutem Willen selbstverständlich tun?

Es ist leider so, dass wir Menschen sehr dazu neigen, dass wir das, was uns vertraut ist und was auch die anderen machen, dass wir das, was in unserem Kosmos passiert, für das Gegebene halten, zum Beispiel was die finanziellen Möglichkeiten angeht, und dass wir oft nur sehr schwer darüber hinaus denken und sagen: Könnten wir nicht zugunsten der Betroffenen ganz anders ansetzen? Könnten wir die Sache nicht doch noch einmal ganz anders anschauen?

Wir haben jahrzehntelang gedacht, es gibt keine Alternative zu den großen Komplexeinrichtungen der Behindertenhilfe, die irgendwo draußen auf dem flachen Land waren. Wir haben gedacht, es geht gar nicht, dass man die Menschen ins normale Leben hineinholt. Wir haben in der Schule gedacht: Inklusiver Unterricht? Da gibt es 1 000 Gründe, die dagegen sprechen, das ist ja gar nicht möglich! Und wir haben dann doch an manchen Stellen gemerkt: Wenn man neu anfängt zu denken, dann sind Dinge möglich, an die man früher nicht gedacht hat und die für die Betroffenen weitaus besser sind, die sie viel mehr zu mündigen Menschen machen in unserer Gesellschaft, als wir das gedacht haben in unserem Betreuungswahn, wie ich es einmal nennen darf.

Diese Frage, meine Damen und Herren, sollten sich diejenigen von uns, die irgendwo in der Verantwortung stehen, nicht ersparen. Sind wir in manchen Punkten auch heute immer noch zu sehr in unseren Systemen, in dem, was wir denken – „So ist es in Ordnung!“ –, verhaftet? Ich denke an die Diskussion, die zum Glück jetzt endlich geführt wird: Wie ist es mit diesen freiheitsentziehenden Maßnahmen in Behinderteneinrichtungen, die natürlich nur für ganz bestimmte Fälle angewendet werden, wo aber viele Praktiker der Meinung sind, es geht nur so!? Geht es wirklich nur so? Es gibt Ansätze, es vielleicht doch anders zu machen. Und so gibt es manches auch im Bereich der Behindertenhilfe und der Psychiatrie, wo wir den Mut haben müssen, über das hinaus zu denken, was uns vertraut und selbstverständlich und recht erscheint.

Das sehe ich gerade auch als Aufgabe für uns in den Kirchen, in Caritas und Diakonie. Die Selbstgerechtigkeit ist noch nie eine christliche Tugend gewesen. Im Gegenteil. Wir müssen uns bewusst machen, der Weg ist noch nicht zu Ende. 1975 ist nicht ein Datum, an dem wir das Kapitel schließen und sagen können: Jetzt ist alles wunderbar! Im Gegenteil! Wir sollten die Herausforderung an uns

heute verstehen als unsere Aufgabe, zugunsten der Menschen vielleicht noch einmal ganz neue Wege zu denken.

Ich danke Ihnen.

## **Anouschka Horn**

Herr Weihbischof, Herr Pfarrer Bammessel, ganz herzlichen Dank für den präzisen Blick auf das, was damals geschehen ist!

Der Sündenfall von damals, zigmal passiert, sollte jetzt mit dem Blick nach vorn aufgearbeitet werden. Was kann effektiv helfen, die schlimmen Ereignisse der Vergangenheit zumindest ein wenig abzumildern? Wie kann individuelle und auch gesellschaftliche Aufarbeitung gelingen, damit die Zeit damals, als die Kinder aus dem Paradies einer glücklichen Kindheit vertrieben wurden, sie nicht mehr Tag für Tag verfolgt?

Einen profunderen Kenner dieser Causa als Prof. Dr. Heiner Keupp kann man sich nicht wünschen. Er ist Sozialpsychologe, anno 2013 war er der Leiter einer wissenschaftlichen Studie zu den Missbrauchsfällen im Kloster Ettal sowie einer weiteren Untersuchung ähnlicher Missbrauchsfälle im Stift Kremsmünster. Zudem ist er Mitglied einer unabhängigen Kommission zur Aufarbeitung sexuellen Kindesmissbrauchs, die der Bundestag 2006 eingerichtet hat. Es wäre schön, wenn sein Vortrag hier zumindest ein Stück weit helfen könnte, Dunkles hinter sich zu lassen.

Herzlich willkommen!



## Vortrag

**Prof. Dr. Heiner Keupp**  
**Sozialpsychologe,**  
**emeritierter Professor der Ludwig-Maximilian-Universität München**

Meine Damen und Herren! Liebe Frau Horn, ein hoher Anspruch, den Sie da gerade am Ende formuliert haben – wir werden sehen.

Meine erste Begegnung mit einem Menschen, der seine Kindheit und Jugend in Institutionen der Kinder- und Jugendpsychiatrie verbracht hat, stammt aus einer Zeit, in der ich hier in Bayern sehr aktiv für den Aufbau sozialpsychiatrischer Reforminitiativen gekämpft habe. Ich habe immer wieder auch an der Uni in meinen Seminaren dieses Thema behandelt, und eines Tages kam ein Mann zu mir an die Universität und sagte: Ich bin ein Betroffener. Sie haben gerade ein Seminar, darf ich zu Ihnen kommen und Ihnen von meiner Geschichte erzählen?

Ich habe ihm das natürlich erlaubt, und er kam dann herein und hat angefangen zu sprechen. Und dann fing er an, sein Hemd auszuziehen, und wir sahen einen Oberkörper, der geschunden war, der voller Narben war als Folge einer Kindheit in einer Kinder- und Jugendpsychiatrie. Er hat mehr als 50 Elektroschocks bekommen. Es war ein Horrortrip für uns, und viele meiner Studenten haben noch mehrere Sitzungen danach immer wieder gesagt: Wir müssen noch einmal darüber reden! Das war so schlimm, das war so unglaublich, kann das alles wahr sein? Das war die große Frage.

Da kam mitten in eine doch eher heile Welt der Studierenden und auch in meine eigene Welt auf einmal ein Teil dieser Geschichte, von der ich zu dem Zeitpunkt

noch sehr wenig wusste: die Geschichte unseres ungebetenen Gastes. Es ist ja oft so, dass Gäste, die man nicht eingeladen hat, irgendwie schwierig sein können. In dem Fall war es total wichtig und doch ungeheuer schwierig. Es war schwierig, ihm zu glauben, aber als ich dann wenig später eine WDR-Dokumentation über das Kinder- und Jugendheim Marsberg gesehen habe, in der lauter solche Fälle gezeigt wurden, dachte ich mir: Ja, es ist wirklich an der Zeit, dass wir diesen Menschen, die uns ihre schwierige Geschichte erzählen, Glauben schenken.

Die Basis für eine gute Aufarbeitung kann nicht eine juristische sein – diese brauchen wir auch; an vielen Stellen ist sie notwendig –, denn, wie Sie wissen, Juristen müssen versuchen, die objektive Wahrheit herauszufinden, und das ist oft genug für Betroffene eine ganz besonders schwierige Periode, weil die Dinge, die sie erlebt haben, gar nicht immer so eindeutig und klar und einfach nachweisbar sind.

Und es gibt auch die Rolle der Gutachter, die dann mit Mitteln der Aussagenpsychologie versuchen, diese Wahrheit auch infrage zu stellen. Das, glaube ich, kann nicht die Ebene sein, auf der Aufarbeitung stattfinden kann.

Als der Deutsche Bundestag 2015 beschlossen hat, eine unabhängige Aufarbeitungskommission einzurichten, war im Zentrum das Motto dieser Kommission: Geschichten, die zählen, also Geschichten anzuhören, die Menschen über ihre Erfahrungen, über ihre Biographie erzählen können.

Es ist noch gar nicht lange her, da habe ich in einer Anhörung einen Mann, der in dieser Kinder- und Jugendpsychiatrie in Marsberg war, gehört. Und was er erzählt hat, war noch einmal eine totale Bestätigung der Dinge, die früher nur schwer nachvollziehbar waren. Wir können Marsberg auch auswechseln durch Donauwörth oder andere Einrichtungen, die ähnliche Geschichten zu bieten haben.

Wir haben jetzt die Chance, uns einen Teil der Nachkriegsgeschichte anzuschauen, der bisher ganz besonders wenig angeschaut wurde. Wir können etwas aus dem „Schweige-Container“ dieser Gesellschaft herausholen.

Ich hatte einen ganz wichtigen Hochschullehrer. Er hieß Alexander Mitscherlich, stammte aus Oberfranken und hat zusammen mit seiner Frau das wichtige Buch „Über die Unfähigkeit zu trauern“ geschrieben. Das hat mich ungeheuer beschäftigt, als ich in meinen jungen Jahren in Frankfurt studierte. Ich war auch bei dem ersten Auschwitz-Prozess in Frankfurt dabei. Wie können wir solche Dinge, die in unserer Geschichte eine total wichtige Rolle gespielt haben, die aber dann eine

ganze Weile in einem „Schweige-Container“ beiseitegeschoben wurden, anschauen und auch die Trauer, die dazu notwendig ist, zulassen?

Es gibt einen Gegenpol, das ist Hermann Lübke, ein bekannter konservativer Philosoph, der gesagt hat, die Bundesrepublik ist nur deshalb wieder so groß und stark und toll geworden, weil sie so etwas wie ein kommunikatives Schweigen über die Geschichte gelegt hat. Ich denke, das ist keine gute Erklärung, aber wir haben über Jahrzehnte dieses kommunikative Schweigen über das Schicksal von Kindern in Behinderteneinrichtungen und in der Jugendpsychiatrie hinbekommen.

Die Analogie der Aufarbeitung der jüngsten deutschen Geschichte direkt zu unserem Thema ist ein bisschen gewagt, und trotzdem, glaube ich, ist etwas Wichtiges daran. Es gilt auch darüber nachzudenken, wie überhaupt die ersten Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg in diesen Einrichtungen eigentlich ausgesehen haben. Wer hat denn damals angefangen zu fragen: Wer von euch, welche Institution war denn beteiligt an der Kindereuthanasie? Wir wissen, dass in mindestens 30 sogenannten Kinderfachabteilungen 5 000 Kinder ermordet worden sind.

Im Jahr 2016 konnten viele von uns vielleicht den Film über das Schicksal eines Jungen sehen, der im Kloster Irsee ermordet wurde, Ernst Lossa, ein ganz erstaunlicher Junge, der eigentlich nach allen Kriterien, die wir heute haben, in eine Behinderteneinrichtung überhaupt nicht gehört hätte. Sein Vater war ein Scheinrentenschleifer und hat keinen festen Wohnsitz gehabt. Das Schicksal dieses Jungen kann man in diesem Film nochmals sehr eindrücklich nachvollziehen, und viele, die ihn gesehen haben, sagen: Warum haben wir darüber noch nie was gehört? Warum haben wir darüber nie gesprochen?

Ich habe jahrelang in der Bayerischen Gesellschaft für Soziale Psychiatrie gearbeitet. In den achtziger Jahren haben wir eine Veranstaltung über das Thema Euthanasie gemacht. Ich werde diesen Abend nie vergessen. Wir hatten den inzwischen sehr alt gewordenen ehemaligen Direktor vom Bezirkskrankenhaus Haar, Haar-Egling hieß es damals, eingeladen, Gerhard Schmidt, der von den Amerikanern 1945 eingesetzt wurde, um diese Klinik auf einen neuen Weg zu bringen, und der auch das erste Buch geschrieben hat über Euthanasie auch bei uns, vor den Toren Münchens. Da stand eine alte Dame auf, nannte einen Namen und sagte zu Herrn Schmidt: Ich stehe hier für eine Freundin von mir, die bis heute nicht weiß, wie ihr Junge zu Tode kam. Sie bekam irgendwann einmal eine bürokratische Mitteilung, dass er verstorben wäre. – Wir waren alle tief berührt, weil Herr Schmidt diesen Namen natürlich nicht kannte, das war auch ewig her. Aber



wir haben etwas gespürt von dieser Schweigemauer, weil sich auch die Mutter dieses Jungen viele Jahre nach dem Krieg nicht getraut hat, über das Schicksal ihres Jungen zu reden.

Zu diesen Taten, die in vielen Biographien nachweisbar sind, hat neulich ein Betroffener gesagt: Das ist wie ein Gift-Paket, das man nicht einfach entsorgen kann. Das ist auch ein kollektives Gift-Paket, das wir nicht einfach entsorgen können. Das Gift-Paket wirkt auf der individuellen Ebene in den Biographien der Betroffenen, in den Trägerinstitutionen, die gern ihre modernisierte Fassade zeigen. Sie sind auch inzwischen ganz andere als damals, sie wollen mit der eigenen Geschichte von Menschenrechtsverletzungen möglichst nichts mehr zu tun haben. Und das wirkt im gesellschaftlichen Raum, wenn große Gruppen von Bürgerinnen und Bürgern das Gefühl haben müssen, dass man sie mit ihren oft unverarbeiteten traumatischen Erfahrungen allein lässt oder acht- und respektlos stigmatisiert.

Diese drei Ebenen – ich will sie noch einmal genauer ansprechen – müssen wir im Blick haben, wenn wir über Aufarbeitung sprechen.

Aber wir müssen auch fragen: Warum hat es so lange gedauert, bis wir jetzt anfangen, über Aufarbeitung zu sprechen? Wir sind eine Gesellschaft – das ist ja fast schon ein beliebter Volkssport –, die alles skandalisiert, alles wird gern groß herausgearbeitet. Aber warum hat es so lange gedauert, dass diese Skandale nicht wirklich zum Thema geworden sind?

Es betrifft ja nicht nur die Kirchen, die sind heute hier zum Glück gut vertreten, und ich war auch beeindruckt, was sie aus ihrer Sicht dazu gesagt haben. Es gibt die Reformpädagogik, die immer den Leuchtturm des Fortschritts ausgemacht hat. Wir haben in unserem Institut gerade die Studie zur Odenwaldschule abgeschlossen. Es ist unglaublich, was in einer solchen Einrichtung Kindern und Jugendlichen eher aus Elitefamilien angetan worden ist!

Das Heranwachsen in den sechziger, siebziger und achtziger Jahren ist für viele sehr stark verbunden mit Erfahrungen, die wir heute zum Thema machen müssen, die aber oft von Scham und Tabus umgeben in diesem schon angesprochenen „Schweige-Container“ untergebracht wurden. Die große Kulturwissenschaftlerin Aleida Assmann spricht von einem repressiven oder einem komplizitären Schweigen. „Komplizitäres Schweigen“ heißt, da schweigen Menschen und wissen eigentlich ganz genau, worüber sie hätten reden müssen, aber sie schweigen.

Seit 2009 beginnt diese Schweigeordnung zu bröckeln, und viele Betroffene überwinden die Ohnmacht, in die sie durch den zerstörerischen Pakt des Schweigens gezwungen wurden. Und es sind vor allem – und ich finde es ganz wichtig, dass wir das heute hier betonen – die solidarischen Netzwerke und auch Selbsthilfeorganisationen der Betroffenen selber, die dieses Thema auf die Tagesordnung gebracht haben, zum Teil auch mit dem, was wir heute als „moderne Medien“ betrachten, also über soziale Medien.

Aber ich glaube, es ist auch ganz wichtig, zu sehen, es war auch eine kulturelle Veränderung in diesem Land notwendig. Auch das hat Aleida Assmann, wie ich finde, sehr klar angesprochen. Sie sagt, es bedurfte eines grundlegenden Wertewandels in der Gesellschaft mit einer neuen Sensibilität für die Abhängigkeit und Ausbeutung ihrer schwächsten Glieder. Die Bereitschaft, Menschenrechtsverletzungen wahrzunehmen und zu thematisieren, ist größer geworden. Wir haben ein Kinderschutzgesetz bekommen. Das hat auch lange, lange gedauert, bis es überhaupt zu so einer Entwicklung kam.

Es war nicht zufällig erst einmal in den Elite-Internaten, in Ettal oder im Canisius-Kolleg in Berlin oder in der Odenwaldschule, wo Betroffene sprachfähig und sprachmächtig den Weg in die Öffentlichkeit gesucht und gefunden haben. Dann kam aber allmählich auch die Sprache der Heimkinder immer deutlicher in die Öffentlichkeit, und hier in diesem Haus gab es mehrere Gelegenheiten. Dafür ist Ihnen, lieber Herr Unterländer, und Ihren Kolleginnen und Kollegen sehr großer Dank auszusprechen. Ich weiß von vielen anderen Bundesländern, wo das überhaupt nicht so gut funktioniert wie hier in meinem schönen Bayern.

Die Schweigemauern sind eben noch längst nicht alle durchbrochen, aber wir haben angefangen, systematisch dieses Thema auf die Tagesordnung zu bringen. Wir haben in der unabhängigen Aufarbeitungskommission 1 500 Anmeldungen von Menschen, die ihre Geschichte erzählen wollen. 600 haben wir im Laufe der knapp zwei Jahre, die wir haben, schon anhören können. Wir haben öffentliche Hearings veranstaltet über den Missbrauch in Familien – ein ganz schwieriges, eigenes Thema, aber natürlich geht es auch um die Heimkinder in der DDR. Ich glaube, viele von uns machen sich überhaupt keine Vorstellung, was in den als ach so nett bezeichneten Jugendwerkhöfen in der ehemaligen DDR stattgefunden hat. Ich habe mir da einige Bilder eingesammelt, die verfolgen mich Tag und Nacht.

Wir werden am 27. Juni in Berlin ein Hearing zur Rolle der Kirchen machen; dazu wird auch groß eingeladen werden. Es soll ein öffentliches Hearing sein, denn wir brauchen auch öffentliche Diskurse zu unserem Konzept.

Von vielen Einrichtungen werden inzwischen auch durch Herrn Rörig, den Unabhängigen Beauftragten der Bundesregierung, überall Schutzkonzepte angeboten, es werden Präventionskonzepte in den Einrichtungen diskutiert und verabschiedet. Das ist alles richtig, wichtig und gut, aber ich denke, wenn man die Aufarbeitung der Gründe und Geschichten, die dahinter zu sehen sind, vernachlässigt oder vermeidet, wird man keine guten Präventionskonzepte auf den Weg bringen.

Man kann lange darüber nachdenken, was wirklich gute, gelungene Aufarbeitung ist. Ich komme gerade aus einer Diskussion in unserer Kommission, wo wir intensiv und lange darüber nachgedacht haben. Es ist mehr, als ein Wissen über etwas herzustellen, aber das brauchen wir, es ist auch mehr als das, was der Begriff der Aufklärung beinhaltet. Es ist vielmehr eine innere Arbeit auch in den Institutionen, in unserer Gesellschaft, an Gründen und Faktoren, die uns daran gehindert haben, sensibel auf bestimmte Entwicklungen zu achten. Sie haben es vorhin schon sehr schön angesprochen.

Wie können wir heute in den Kulturen der Institutionen eine Organisation etablieren, in der die Achtung der Kinderrechte die alleroberste Priorität hat? Wie können wir Institutionen schaffen, die verhindern, dass die Dynamik dieser Institutionen immer wieder auch zu Fehlhandlungen führt? Wir haben die klassischen Konzepte über Institutionen. Ein wichtiger amerikanischer Soziologe hat uns ganz genau da hingeführt: Wie können wir Institutionen so bauen, dass sie möglichst nah dort anknüpfen, wo Menschen Hilfe und Unterstützung brauchen?

Wir wissen, dass gerade die Gruppe der Menschen mit Behinderungen eine besondere Gefährdungslage hatte, und zwar aus verschiedenen Gründen. Im Unterschied zu den Elite-Schülern in Ettal, die aus berühmten Familien kamen, viele Adelsgeschlechter haben ihre Kinder da hingeschickt, hatten andere Kinder mit Behinderung nie diesen besonderen Status. Sie hatten von vornherein schon damit zu leben, dass die Gesellschaft sie konstruiert, in einer bestimmten Weise konstruiert, und ihnen ganz viele Rechte und Möglichkeiten, die man einem normalen Kind, einem normalen Jugendlichen zubilligen konnte, abgesprochen hat.

Auch darüber müssen wir nachdenken: Was haben wir denn für Bilder von Behinderung übernommen? Und warum haben wir auch zum Beispiel die ganze rassistische, eugenische Tradition der deutschen Kinder- und Jugendpsychiatrie so lange überhaupt nicht bearbeitet? Führende Vertreter der Kinder- und Jugendpsychiatrie in Deutschland waren, wie Herr Fillinger oder Herr Stutte, offensive Vertreter einer Kindereuthanasie und waren gleichzeitig auch die Begründer der Kinder- und Jugendpsychiatrie nach dem Zweiten Weltkrieg. Das sind Dinge, die

wir uns meiner Meinung nach genauer anschauen müssen: Was sind hier für Gefährdungssituationen auch durch unser Denken entstanden?

Ich möchte zum Abschluss drei Ebenen noch einmal genauer beleuchten, die für eine gelingende Aufarbeitung absolut notwendig sind.

Die erste Ebene ist die individuelle Aufarbeitung. Die Biographien von Menschen, die in der Kinder- und Jugendpsychiatrie waren, die in Heimen waren, die diese schrecklichen Dinge erlebt haben, wie wir sie heute kennen, brauchen in aller Regel eine absolut gute therapeutische Begleitung. Man muss sich Zeit nehmen, ihnen zuzuhören, damit sie darüber reden können, was das aus ihnen gemacht hat. Aber sie brauchen auch die Hilfen, die ihnen jetzt die Beratungsstelle, die hier aufgebaut worden ist, anbietet, und da geht es, glaube ich, nicht nur um eine finanzielle Leistung, die kann ohnehin das alles nicht ungeschehen machen, was in den Biographien geschehen ist, sondern es geht darum, auch in diesen Beratungsgesprächen die Geschichte dieser Menschen ernst zu nehmen, sie anzuhören, sich Zeit zu nehmen, damit das auch angesprochen werden kann.

Wir müssen die Selbsthilfegruppen und -organisationen, die sich gebildet haben, aktiv unterstützen. Wir haben inzwischen so viele wichtige Felder, in denen Selbsthilfe gefördert wird und gut unterstützt wird. In dem Bereich ist es absolut wichtig und notwendig, dass Menschen auch aus ihrer individuellen Isolierung herausfinden und sehen: Ich bin ja nicht allein mit dem Leid. Geteiltes Leid ist immer noch Leid, aber ich kann dann vielleicht anders damit umgehen.

Und es geht um so etwas, was wir im Fachjargon Empowerment nennen: Menschen zu ermutigen, sich auch zu rühren, sich zu melden. Einige der Angehörten, die ich befragt habe, sagen: Ich bin kein Opfer, ich bin Widerstandskämpfer, ich bin Überlebender. – Ich war übrigens am Mittwoch mit unserer Kommission beim Bundespräsidenten, und am Ende fragte mich der Herr Steinmeier: Wie halten Sie eigentlich diese vielen Gespräche und Geschichten aus, die Sie hören? Da habe ich ganz spontan gesagt: Es ist so toll, Menschen zu erleben, die trotz all dem, was sie erlebt haben, fighten, kämpfen, sich nicht einfach in ein dunkles Eck verkriechen. Und mit diesen Menschen gemeinsam zu kämpfen, das ist eine wunderbare Aufgabe.

Die zweite Ebene ist die institutionelle Aufarbeitung. Wir wissen natürlich, dass da wirklich manche einen guten Anfang genommen haben, aber es gibt nach wie vor ganz viele Einrichtungen, neulich erst wieder eine Gruppe aus einem katholischen Internat in Bonn, die unheimlich kämpfen darum, dass die Einrichtung

endlich akzeptiert, was dort über Jahre möglich war. Ich wünsche mir, dass der Bundesgesetzgeber uns auch das Recht gibt, auf solche Einrichtungen aktiv zuzugehen, nicht als Juristen, nicht als Menschen, die eine Anklage erheben wollen, sondern die diese Einrichtung darin unterstützen wollen, ihre eigene Geschichte zu bearbeiten und aufzuarbeiten. Die dritte Ebene – und davon erleben wir ja heute etwas – ist die gesellschaftliche Aufarbeitung. Das, was Kindern und Jugendlichen an unterschiedlichen Formen von Gewalt zugefügt wurde, steht im eklatanten Widerspruch zu den Grundrechten, die die Verfassung allen Menschen garantiert. Wenn diese Grundrechte verletzt werden, und sie wurden verletzt und werden zum Teil immer noch verletzt, ist die gesamtgesellschaftliche und politische Verantwortung zu tragen. Es gibt gute Gründe, warum das Wächteramt des Staates – das ist ja kein Nachtwächteramt, sondern ein Wächteramt – versagt hat. Warum hat in bestimmten Einrichtungen die Heimaufsicht nicht funktioniert? Warum hat man einfach den Trägern geglaubt, es läuft schon irgendwie ganz gut? – Nein. Hier sind Fehler gemacht worden, und hier muss man ganz eindeutig hinterfragen, wie man da die Strukturen optimieren kann.

Sie kennen vielleicht alle den Namen Klasnic. Frau Klasnic ist die österreichische Beauftragte der katholischen Kirche. Sie hat mich im Oktober 2016 zu einer eindrucksvollen Veranstaltung nach Wien eingeladen. Das hier ist ein wunderbarer Saal, aber der alte Sitzungssaal des österreichischen Parlaments ist noch viel eindrucksvoller. Eingeladen waren 300 ehemalige Heimkinder, eingeladen und auch anwesend war das gesamte Kabinett, waren alle Landeshauptleute Österreichs, war der Kardinal. Es war eine eindrucksvolle Geste der Verantwortung; so hat es Frau Bures, die damalige Präsidentin des österreichischen Parlaments, genannt. Und ich habe einen ganz großen Wunsch: Dass wir so etwas – das ist ein guter Anfang heute – auch in der Bundesrepublik hinbekommen, dass Menschen, die Unrecht erlebt haben, auch die Anerkennung und die Wertschätzung, die in einer solchen Geste sichtbar werden können, erleben dürfen.

Man kann über Österreich reden, wie man will, aber dass man es dort geschafft hat, erstens diesen Akt hinzubekommen, und zweitens, für alle ehemaligen Heimkinder eine 300-Euro-Rente im Monat zusätzlich zu dem, was sie an Basissicherung haben, ein halbes Jahr später zu verabschieden, halte ich für eine großartige Geste. Darüber muss man auch einmal in Deutschland nachdenken.

Ich möchte zum Abschluss noch einmal an eine kurze Episode erinnern, die ich hier in diesem Haus erlebt habe, und einige, die hier sitzen, waren auch dabei, Herr Unterländer und die Vertreter des Sozialpolitischen Ausschusses und eine Reihe von ehemaligen Heimkindern. Da saß neben mir ein alter Herr, inzwischen

ist er, glaube ich, 85; einige werden ihn kennen: Richard Sucker. Ein Mensch, der mit kämpferischer Energie über seine unglaubliche Biographie erzählte, die man gar nicht rekonstruieren könnte, der durch tausend verschiedene Einrichtungen geschoben wurde, dem man verweigert hat, zu erfahren, dass seine Mutter gar nicht auf der Flucht umgekommen ist – sie hat gelebt! –, dass er Geschwister hat, und er wusste nichts davon. Jetzt sind sie tot – und er hat es im Nachhinein erfahren.

Ein kämpferischer alter Herr, und auf einmal ist er von seinen Erinnerungen so übermannt worden, dass er in Tränen ausgebrochen ist. Ich sitze neben diesem schluchzenden Mann und habe dann sofort ein Buch von ihm gekauft. Er hat ein Buch geschrieben mit dem Titel „Der Schrei zum Himmel“. Zu Ostern vor zwei Jahren habe ich das gelesen, und es waren keine schönen Ostern, denn es tauchten in diesem Buch diese vielen Orte und Einrichtungen auf. Ich bin Sohn eines fränkischen evangelischen Pfarrers, und da tauchten Namen auf, die für mich einen positiven Klang hatten – und auf einmal waren es Tatorte!

Das hat mich unendlich beschäftigt und ist ein Grund, warum ich denke, wir müssen an diesem Thema dranbleiben, denn solche Geschichten sind noch lange nicht alle erzählt worden. Ich finde es ganz toll, das jetzt gerade auch eine Studie beginnen konnte, die beim Institut für Praxisforschung und Projektberatung in Begleitung des Heimkinder-Beratungsprozesses auf den Weg gebracht wurde, und wir sind total überrascht, wie viele Menschen sich gemeldet haben, die ihre Geschichte erzählen wollen.

Das ist, glaube ich, genau die Aufgabe, die wir vor uns haben. Diese Geschichten dürfen nicht mehr in einem „Schweige-Container“ – ich benutze ein letztes Mal diesen Begriff – bleiben, da gehören sie nicht hinein! Sie gehören mitten in die Gesellschaft hinein, und ich hoffe, dass diese Veranstaltung heute dazu auch einen Beitrag leistet.

Vielen Dank.





## Gesprächsrunde

**Anouschka Horn:** Meine Damen, meine Herren! Es wird nun darum gehen, ihnen zuzuhören. Es wird vermutlich der Höhepunkt unserer Veranstaltung sein. Damit müssen unsere Redner jetzt fertig werden. – Es ist jetzt gerade eine Dame, Frau Eck, zu mir gekommen und hat gesagt, sie möchte auch etwas erzählen. – Frau Eck, herzlich willkommen zuallererst Sie!

Dann darf ich unsere Frau Badura, die viele von Ihnen kennen, begrüßen. Ich hatte sie vorhin auch schon persönlich begrüßt; sie ist ja die Beauftragte der Bayerischen Staatsregierung für die Belange von Menschen mit Behinderung.

Bei uns ist hier zu meiner Linken Helga Haun. Sie war in der Kreistaubstummenanstalt in Würzburg untergebracht und musste körperliche Gewalt durch Erzieher im Heim ertragen.

Frau Silvia Deinhart ist leider gerade nicht ... – O ja, sie ist doch da! Das freut uns natürlich außerordentlich! Silvia Deinhart ist gefunden. Sie ist stark sehbehindert und war als Kind in einer Einrichtung in Niedersachsen untergebracht.

Weiters ist bei uns Herr Achim Blage. Er wurde im Alter von zwei Jahren durch eine Krankheit hochgradig schwerhörig. Er war im Kindergarten für gehörlose Menschen und besuchte die Taubstummenanstalt in Friedberg in Hessen.

Herr Erwin Winkelmann ist auch bei uns. Er ist gehörlos. Er war von 1956 bis 1965 ebenfalls in der Kreistaubstummenanstalt in Würzburg untergebracht.



Bei uns ist auch Herr Dr. Michael Langbein. Er stotterte als Kind. Die Sprachstörung ist heute allerdings geheilt. Er war von 1965 bis 1966 zwei Mal für mehrere Monate in Einrichtungen der Kinder- und Jugendpsychiatrie in Bremen und in Niedersachsen.

Das, was Menschen uns hier erzählen wollen, ist natürlich sehr individuell. – Sie haben sich im Vorfeld bewusst für diesen Auftritt entschieden, und Sie mögen meine Fragen auch nicht als Indiskretion verstanden wissen, sondern als aufrichtiges Interesse.

Frau Haun, was von dem, was Sie erlebt haben, wollen Sie uns heute erzählen?

**Elga Haun:** Ich war in der Gehörlosenschule von 1960 bis 1970, aber schrecklich war es dann im Heim bis 1967. Für mich war es schlimm. Ich habe viele Schläge bekommen. Das Essen war so schlecht, und wenn ich gebrochen habe, bekam ich Schläge. Wenn mein Vater mich abholte, schrie ich, ich hatte große Freude, dass mein Vater da ist. Und ich erzählte ihm gleich: Die Erzieherin hat mich geschlagen, oder von der Strafe oder alles, was war. Mein Vater glaubte mir, aber die Erzieherin kam zu meinem Vater und sagte: Das stimmt nicht, Helga! Alles okay! Das tut weh, aber mein Vater hat mir geglaubt.

**Anouschka Horn:** Ihr Vater hat Ihnen geglaubt, aber er hatte dann tatsächlich nicht den letzten Schritt getan, um Sie herauszunehmen aus dieser stationären Einrichtung?

**Helga Haun:** Einmal wollte ich meinem Vater zeigen, wo ich schlafe, wo mein Schulraum ist oder der Speisesaal, ich wollte ihm alles zeigen. Das durfte ich nicht. Der musste den Koffer abgeben und kontrollieren lassen – und: Auf Wiedersehen! Mein Vater ging heim, und ich weinte und weinte.

**Anouschka Horn:** Und Sie haben es auch in der Zeit, wo Sie zuhause sein durften ...

**Helga Haun:** Ja, in den Ferien.

**Anouschka Horn:** ..., genau in dieser Ferienzeit nicht vermocht, Ihre Eltern zu überzeugen, dass Sie hier die Hölle auf Erden haben?

**Helga Haun:** Doch! Die Eltern sind dann mit mir zum Direktor und erzählten es ihm. Dann nur Streiten, nur Schreien! Was soll mein Vater machen? Nur Schreien, die Heimleitung. Nichts! Nichts!

**Anouschka Horn:** Und Sie waren allein und hilflos?

**Helga Haun:** Allein und hilflos, ja. Ich habe auch noch eine Schwester, die ist taub. Ich habe immer meine Schwester bedient. Als das Mittagessen kam, Schwammerlsuppe, habe ich das Essen nicht gemocht und habe es in ein Taschentuch hineingetan und ins Klo geschmissen. Und dann müssen sich die Kinder nach dem Essen zwei und zwei aufstellen und dann in den Saal, Hausaufgaben machen, und ich merkte: Wo ist meine kleine zierliche Schwester, wo? Ich habe geschaut und sie gesucht, aber nicht gefunden. Dann bin ich heimlich abgehauen in den Speisesaal, und da sitzt sie allein. Sie hat vorher gebrochen und musste noch einmal die Suppe essen. Meine Schwester konnte diese Suppe nicht essen. Ich habe meiner Schwester geholfen, das Tuch war schon nass, ich hab die Suppe wieder reingetan und weggeschmissen wie vorher. Die Kleine hat gebrochen, und da kam die Erzieherin und hat gesagt: Ihr geht nicht zusammen hinaus!, hat geschimpft, aber ich bin gegangen, ich habe mitgemacht. Grausam!

Ich bekomme die Schläge, weil ich auch verstanden habe, was die Erzieherinnen gesprochen haben. Zum Beispiel sitzen wir an einem Sonntag acht Mädchen am Tisch, und wir durften nicht Gebärden machen oder wie ich sprechen, wir müssen still sein. Gegenüber sitzen Erzieherinnen, und ich habe verstanden, wir gehen spazieren am Wasserturm. Die Kinder freuten sich sehr, und die Erzieherin hat es gemerkt, ist zu mir gekommen und hat gefragt: Was habe ich gesagt? Ich habe gesagt: Ach; keine Ahnung. Wir gehen auf den Wasserturm. Und sie hat mich auf die Backe gehauen, ich habe Schläge bekommen. Ich musste für alle Kinder spülen, für alle Kinder spülen!

**Anouschka Horn:** Herr Blage, welche Erlebnisse haben bei Ihnen das meiste, das größte Unrecht und Leid hinterlassen?

**Achim Blage:** Ich schaue jetzt auf die Dolmetscherin, damit sie mich besser sehen kann. Ich würde Sie gerne anschauen, aber ich muss jetzt auf die Dolmetscherin schauen, damit sie mich besser übersetzen kann.

Es war so ähnlich, wie meine Kollegin es gerade erzählt hat, obwohl ich in Hessen in der Schule war, im Kindergarten und im Heim war das Gleiche. Ich muss sagen, Schläge gab es immer. Ich war immer geschockt, weil es zuhause keine Schlä-

ge gab, aber in der Einrichtung schon. Meine Eltern selber sind auch gehörlos, und dadurch gab es automatisch kein Problem in der Kommunikation. Wenn in der Schule was passiert ist, habe ich das meinen Eltern immer erzählt, und meine Eltern haben immer gesagt: Das lassen wir uns nicht gefallen!, und sie haben sich beim Direktor beschwert. Die Antwort war dann immer: Ach komm, Kinder lügen doch immer!

Und da war für mich immer die Frage: Lüge ich? Habe ich nicht die Wahrheit erzählt? Das heißt, meine gehörlosen Eltern hatten da auch das Problem, dass sie da nicht durchkamen.

Früher gab es kein Sozialamt, man hat Fürsorgestelle dazu gesagt. Die haben für Gehörlose gearbeitet, und da sind meine Eltern hingegangen, und dann haben die beim Direktor angerufen, und dann hieß es auch wieder: Ach, Kinder lügen doch immer!

Gehörlose haben immer das Problem mit der Kommunikation und stoßen an ihre Grenzen. Das habe ich ja jetzt als Erwachsener sogar noch, dass ich mir denke: Schön. Wir hören eine Entschuldigung – toll, das kann ich gut akzeptieren. Ich würde die Entschuldigung auch nicht ablehnen, aber eine Entschuldigung ist natürlich nur ein Wort, das nehme ich gerne an. Was ich aber nicht akzeptieren kann, das ist, dass die Lehrer, die Direktoren, die studierten Leute, die qualifiziert waren, die Pädagogik in ihrer Ausbildung hatten, Bundesverdienstkreuze verliehen bekommen haben, Ehrenmedaillen verliehen bekommen haben, Ehrenurkunden. Das, finde ich, ist nicht möglich! Das finde ich einfach unmöglich, das sollte man diesen Leuten wegnehmen!

Das wäre für mich eine echte Anerkennung!

**Anouschka Horn:** Herr Winkelmann, Sie sind auch gehörlos. Es ist manchmal zu erklären versucht worden, warum jungen Menschen in den stationären Einrichtungen entsetzliches Leid angetan wurde. Aber wenn ich den heutigen Nachmittag richtig verstehe: Es gibt keine Erklärung. Keiner von denen, die Ihnen Unrecht zugefügt haben, konnte dies mit gutem Gewissen tun. Liege ich damit richtig?

**Erwin Winkelmann:** Ja. – Ich bin 1956 in Würzburg in die Gehörlosenschule gekommen, vorher war ich am 1. September in einer normalen Schule. September/Oktober war ich in dieser Schule. Viele Kinder haben mich geschlagen, getreten, und ich wusste überhaupt nicht, was los ist. Hausaufgaben hatte ich nicht, ich wusste gar nicht, was eigentlich von mir gewollt wird.

Dann haben die Lehrer zu meinen Eltern gesagt: Mit dem Kind stimmt doch irgendwas nicht! Sie müssen mit dem Kind zum Gesundheitsamt, es muss untersucht werden! Und dort wurde dann festgestellt, dass ich gehörlos bin. Daraufhin kam ich dann in die Gehörlosenschule nach Würzburg. Meine Mutter hat einen Koffer gepackt, brachte mich dorthin und hat dann gesehen: So viele Kinder, die mit ihren Händen sprechen! Da dachte ich mir: Mensch, das ist ja toll! Wunderbar! So viele Kinder, die mich angetippt haben. – Und dann war meine Mutter plötzlich weg. Ich hatte meine Mutter gesucht. Plötzlich war sie weg.

Ich hatte einen Koffer und musste nach oben. Ich wurde dort hingebacht. Wir saßen in der Schule dann in einem Halbkreis. Wenn wir uns mit unseren Händen unterhalten haben und die Lehrer das gesehen haben, wurden wir sofort geschlagen. Uns wurde immer gesagt, wir müssen sprechen. Aber sprechen? – Na ja, also saß ich stumm da und habe geweint.

Auch beim Essen zum Beispiel war es bei uns genau das Gleiche. Wenn uns das Essen nicht geschmeckt hat, wenn wir es wegschieben wollten, wurden wir an den Haaren gezogen, so, dass praktisch das Gesicht in das Essen fiel. Und daraufhin mussten wir zum Teil auch brechen.

Wir hatten auch keine normalen Teller, wir hatten Metallteller, die wir dann selber spülen und abtrocknen mussten als Strafe.

Wenn ich zum Beispiel mit anderen Jungs gespielt habe und wir vielleicht einmal ein bisschen gerauft haben oder uns gestritten haben und Erzieher das gesehen haben, wurden wir wieder an den Haaren gepackt und wurden richtiggehend verprügelt, auch richtig auf die Nase geschlagen, dass meine Nase dann auch gebrochen war. So schlimm waren die Schläge.

**Anouschka Horn:** Herr Winkelmann, an dieser Stelle haben Sie beschrieben, dass Sie sehr viele Kinder waren und dass Sie auch miteinander spielen konnten. Gab es nie die Möglichkeit, dass Sie sich untereinander ausgetauscht haben, dass die Kinder, wenn es denn so viele waren, ich sage es jetzt einmal überspitzt, eine Revolution von unten gestartet haben?

**Erwin Winkelmann:** Nein. Es war eine Kultur des Schweigens. Man hat darüber nicht gesprochen. Wir hatten alle Angst. Alle Kinder hatten Angst vor den Schlägen, vor gebrochenen Nasen. Ich hatte auch eine schiefe Nase. Am nächsten Tag in der Schule hat das dann ein Lehrer gesehen: Was hast du denn gemacht? Du hast ja eine gebrochene Nase! Die war ganz blau und krumm, und ich habe

zum Teil auch keine Luft mehr bekommen, ich konnte dann tatsächlich durch die Nase nicht mehr atmen. Daraufhin musste ich dreimal operiert werden, damit die Nase wieder gerade wird und ich auch wieder Luft bekommen habe.

Wenn wir zum Beispiel Fußball gespielt haben mit einem Strumpffußball – wir hatten ja keinen echten Ball – und haben mit unserem Strumpffußball gegen die Scheibe geschlagen, wurden wir, wenn wir erwischt worden sind, wieder an den Haaren oder am Ohr gezogen und in den Keller gebracht und wurden dann im Keller eingesperrt.

**Anouschka Horn:** Frau Deinhart, sahen Sie sich mit ähnlichen Verbrechern konfrontiert?

**Silvia Deinhart:** Ja, auf jeden Fall! Ich war in einer Einrichtung für Körper- und Geistigbehinderte plus Contergan, alles Drum und Dran, was man sich nur denken kann zu dieser Zeit, also in den sechziger Jahren. Es war ein diakonisches Heim, also ein evangelisches. Es ist eine Riesenanstalt für wirklich schwerst Körper- und Geistigbehinderte, und dort bin ich dann laut den Aussagen 1961 bis 1971 gewesen.

**Anouschka Horn:** Aber, Entschuldigung, da gehörten Sie doch gar nicht hin! Wieso sind Sie denn überhaupt in dieses Haus gekommen?

**Silvia Deinhart:** Wir sind neun Geschwister, und ich war das vierte davon und war eine Frühgeburt, ein Sechs-Monats-Kind. Dann war ich bis zur Entlassung zuhause im Krankenhaus, und dann hatte ich eine Gehirnhautentzündung mit zusätzlicher Kinderlähmung. Da schon drei Geschwister vor mir waren und zwei dann nach mir waren, ist anscheinend meinen Eltern gesagt worden: Die wird nie werden, die wird immer geistig- und körperbehindert bleiben, die muss weg!

**Anouschka Horn:** Also: Geistig behindert sind Sie garantiert nicht.

**Silvia Deinhart:** Auf jeden Fall bin ich – aber ich weiß das auch nur aus Erzählungen – bis zum dritten Lebensjahr dann in einer Spezialklinik in Bremen gewesen, und dann soll ich angeblich in die Rotenburger Anstalten gekommen sein. Aber erinnern kann ich mich eigentlich erst an die Zeit zwischen dem achten und neunten Lebensjahr. Und da weiß ich auch, dass ich Schienen getragen habe. Und da haben wirklich Sachen geherrscht in der Pflege: Zwangsjacke, festgebunden, ruhiggestellt, was man sich nur an Missbrauch vorstellen kann.

**Anouschka Horn:** Und diese Form des Umgangs war im Grunde genommen mit nichts auf der Welt zu erklären.

**Silvia Deinhart:** Für mich war es normal. Ich kannte zu der Zeit ja kein anderes Leben.

**Anouschka Horn:** Und Sie konnten sich Ihren Eltern auch nicht anvertrauen?

**Silvia Deinhart:** Die kannte ich ja nicht.

**Anouschka Horn:** Im Grunde genommen waren Sie also komplett der Familie entrissen.

**Silvia Deinhart:** Ja.

**Anouschka Horn:** Und Sie sind dann einen Weg gegangen, der völlig fremdbestimmt war.

**Silvia Deinhart:** Ja. Ich habe dann im Laufe der Zeit meine Eltern kennengelernt, ich bin ja dann 1971 in eine andere evangelische Einrichtung versetzt worden, weil ich es von mir aus auch so wollte. Die Eltern kannte ich im Prinzip ja nicht, da habe ich von vornherein gesagt: Was soll ich da? Da kenne ich ja keinen! Ich wollte woanders hin.

**Anouschka Horn:** Sind Sie im Rückblick betrachtet wütend? Sind Sie enttäuscht? Sind Sie traurig?

**Silvia Deinhart:** Das kann ich eigentlich jetzt schlecht sagen. Weil ich ja nichts anderes kannte, war das für mich normal. Aber jetzt im Nachhinein, wo ich das normale Leben – in Führungsstrichen – kennengelernt habe, bin ich wütend geworden, wie man das den Leuten antun kann, sie so zu missbrauchen – ich bin ja kein Einzelfall gewesen, es war ja eine Riesenanstalt –, und dass man die Menschen quasi wie Tiere behandelt. Das ist nicht in Ordnung.

**Anouschka Horn:** Ist Ihnen das auch widerfahren, dass Sie behandelt wurden wie ein Tier?

**Agnes Eck:** Ich bin mit fünf Jahren bei meiner Oma gewesen. Die Mutti war so schwer krank. Es war die Kriegszeit, und da hat die Mutti gesagt: Ich kann dich nicht haben, du musst zur Oma gehen, ob du willst oder nicht. Da habe ich ge-

weint und habe gesagt: Mutti, warum willst du weg von mir? Da hat sie gesagt: Nein, Agnes, das geht nicht, ich muss in eine Fabrik gehen. Und da waren Kommunisten drinnen – wie will ich denn sagen? –, so Attentäter. Da war eine große Fabrik, und da waren lauter Frauen drinnen, die haben nicht hinaus dürfen. Da haben sie dann gefragt: Ja warum dürfen wir nicht raus? – Nein, ihr bleibt so lange drinnen, bis ich es euch erlaube, ...

**Anouschka Horn:** Wo sind Sie denn dann gelandet? Sie sind also von der Mutter weggekommen.

**Agnes Eck:** Da war ich bei der Oma. Und dann ist die Oma krank geworden. Dann bin ich in ein Waisenhaus gekommen unterm Krieg. Da war ich fünf Jahre. Und da sagt die Oma: Agnes, ich kann dich nicht mehr haben, mir geht es nicht so gut.

**Anouschka Horn:** Wie war es denn dann dort im Waisenhaus?

**Agnes Eck:** Da ist es einigermaßen gegangen. Aber ich habe einen vollständigen Krieg mitgemacht. Und da war man halt drinnen. Da musste man aufstehen und musste man kleine Kinder wickeln und mussten uns bereit machen. Dann ist der erste Angriff gekommen. Da hat die Schwester von Würzburg gesehen, dass auf dem Feld weiße Männer waren, die waren angezogen, und dann ist schon der Rauch hinaus. Da hat die Oberin gesagt: Nein, das geht nicht, wir müssen hinunter in einen Keller. Und schon waren wir unterwegs. Die Schwester mit einem weißen Schleier musste den Schleier abdecken mit einer Decke, sonst hätten sie oben ...

**Anouschka Horn:** Das sind die Kriegserfahrungen.

**Agnes Eck:** Ja.

**Anouschka Horn:** Heute geht es uns primär darum, wie einzelne Heimbetreuer mit den Menschen umgegangen sind.

**Agnes Eck:** Ja, da kann ich Ihnen auch genug erzählen.

**Anouschka Horn:** Vielleicht lassen wir in der Zwischenzeit Herrn Dr. Langbein einmal zu Wort kommen. Herr Dr. Langbein, was hat Ihnen denn während Ihrer dunklen Zeit – Sie haben nicht nur Dunkles erlebt, aber auch – geholfen?

**Dr. Michael Langbein:** Es hat mir zunächst erst einmal sehr geholfen, dass es solche Heime gibt, die sich insbesondere in den sechziger und siebziger Jahren auf die Behandlung von schweren Sprachfehlern sozusagen spezialisiert hatten, also dass es diese Heime überhaupt gegeben hat. Es war bei mir so schlimm gewesen, dass ich nach der Umschulung zum Gymnasium quasi nicht mehr am Unterricht teilnehmen konnte, weil der Sprachfehler so schlimm war, dass ich mich eben nicht mehr ausdrücken konnte.

Und da bin ich dann ein drittes Mal – vorher war ich in den Heimen der Kinder- und Jugendpsychiatrie in Bremen gewesen – ein halbes Jahr lang in einem Heim gewesen, das war die Niedersächsische Gehörlosenschule, und zwar die Sonderabteilung für Sprachbehinderte in Hildesheim. Es war ein wunderbar geführtes Heim. Wir waren mit genau 16 Leuten und in zwei Achter-Gruppen und hatten im Grunde genommen die Möglichkeit, durch intensiven Sprachunterricht überhaupt wieder richtig sprechen zu lernen. Für mich war es eine wundervolle Erfahrung, dass solche Therapiemöglichkeiten überhaupt existiert haben.

**Anouschka Horn:** Aber Sie haben schon auch mitbekommen, dass es auch andere Seiten im Heim gibt?

**Dr. Michael Langbein:** Ja, es gab da auch Gewalt im Heim, und zwar nicht von den beiden Erzieherinnen, die da waren, und auch nicht von den beiden Lehrern, sondern es gab in erster Linie Gewalt von den Mitbetroffenen sozusagen, die auch entsprechend sprachbehindert waren und wo es eben sehr viel Neid gab.

**Anouschka Horn:** Wobei das, könnte man auch wieder sagen, auch Aufgabe der Erzieher gewesen wäre, das zu unterbinden.

**Dr. Michael Langbein:** Die Erzieherinnen waren erstens personell völlig unterbesetzt und waren auch insofern überfordert, als sie selber teilweise auch angegriffen worden sind.

Insofern möchte ich das einmal dahingestellt sein lassen, dass Gewalt immer nur von einer Seite ausgegangen ist. Ich habe selber am eigenen Leib erfahren, wie ich von den Kindern entsprechend drangsaliert worden bin.

**Anouschka Horn:** Frau Badura, von welchen Erinnerungen haben Ihnen Betroffene erzählt?



**Irmgard Badura (Behindertenbeauftragte der Bayerischen Staatsregierung):**

Ja, alle Geschichten, die heute hier auch schon auf dem Podium genannt worden sind, also diese unterlassene Hilfeleistung, wenn Betroffene aufeinander losgegangen sind, genau solche Geschichten kenne ich wirklich auch, und natürlich die Thematik systematische Gewalterfahrungen, Schläge und all solche Dinge; das gibt es eben in jedem Bereich. Davon wurde mir bereits erzählt.

Wichtig ist es für mich, und dazu ist es, wie der Herr Staatssekretär gesagt hat, höchste Zeit, dass wir es bildlich machen, dass wir es aufarbeiten in den einzelnen Einrichtungen, in den einzelnen Häusern der Behindertenhilfe. Und hier bin ich sehr, sehr dankbar, dass die „Stiftung Anerkennung und Hilfe“ nun endlich ins Leben gerufen worden ist. Ich stehe dafür und möchte wirklich auch noch einmal als Frage formulieren: Wissen das inzwischen alle Menschen mit Beeinträchtigung und ihre Angehörigen, dass es die „Stiftung Anerkennung und Hilfe“ gibt, oder was können wir noch tun – ich nehme mich hier nicht aus –, um mitzuhelfen, dass diese Entschädigung, diese Hilfeleistung und Anerkennung des Themas in Deutschland, in Bayern bearbeitet wird? Das ist mir sehr, sehr wichtig, also die Brücke in die Gegenwart zu schlagen.

**Anouschka Horn:** Über diese „Brücke“ wird uns nachher Herr Rösler berichten. Das ist jener wunderbare Mensch, der sozusagen mit offenen Armen bei der Stiftung ist und die Menschen sozusagen in Empfang nimmt und auch dafür sorgt, dass die Leistungen der Stiftung entsprechend publiziert werden.

Frau Haun, wie können Sie heute mit diesen doch sehr schwierigen und schwerwiegenden Erinnerungen leben?

**Helga Haun:** Draußen im Leben nach der Schule lebte ich wieder zuhause bei meinen Eltern, aber der Beruf war nicht mein Wunsch: Ich musste Schneiderin werden!

**Anouschka Horn:** Wer hat Sie denn dazu gezwungen?

**Helga Haun:** Der Berufsschullehrer. Er sagte, ich muss, denn bei uns gab es damals die Bekleidungsindustrie.

**Anouschka Horn:** Aber hat Ihnen denn, unabhängig von Ihrem weiteren beruflichen Werdegang, wenn es um die Ereignisse von damals geht, irgendjemand helfen können, Sie in die Arme genommen, bei dem Sie sich ausweinen konnten, wo

Sie im Grunde genommen Hilfe insofern erfahren haben, dass Sie nicht verrückt geworden sind in Anbetracht dieser entsetzlichen Erlebnisse?

**Helga Haun:** Schwer. Mein Vater hat mich getröstet, aber die Erinnerung bleibt immer noch da.

**Anouschka Horn:** Die Erinnerung ist also bis zum heutigen Tag nicht verblasst.

Herr Blage, in welchen Situationen kommt alles wieder hoch und ist es im Grunde genommen eine tiefe Wunde, die nicht wirklich vernarbt ist?

**Achim Blage:** Ich habe Narben, die noch offen sind. Aber was heißt „offene Narben“? Vielleicht muss ich das klar unterscheiden. Zum Beispiel sind in der Familie vonseiten meines Vaters alle hörend, da haben wir trotzdem eine Kommunikation. Zur Familie vonseiten meiner Mutter könnte ich auch sagen, was die Kommunikation angeht, es passt schon. Was mich innerlich immer noch stört, ist die hörende Gesellschaft. Ich muss es vielleicht trennen. Die Lehrkräfte, die Erzieher, das sind die Leute, gegen die ich einfach einen Hass empfinde.

Ich habe noch Erinnerungen, sehr extrem, das gebe ich zu. Ich kann es nicht vergessen. Zum Beispiel ist es, wenn ich wieder einmal aus meiner Kinderzeit jemanden treffe, der auch selbst betroffen war, und wenn wir uns dann darüber unterhalten, was passiert ist, dann schon so, dass wir uns dann austauschen. Das heißt, wir sehen uns ja immer wieder einmal, wir reden immer wieder einmal darüber. Es hört nicht auf. Eine Entschuldigung reicht mir nicht. Es ist schon so, dass ich das akzeptiere und annehme, aber warum hat Vater Staat die Einrichtungen gefördert, gelobt und geehrt? Das ist etwas, was mir bis heute nicht gefällt.

Was beispielsweise das Essen angeht, habe ich mir überlegt, wenn ich jetzt etwas essen wollte und im Sitzen essen wollte, mache ich das auch heute noch, denn ich bin ein Feinschmecker, ich esse gerne in Ruhe und im Sitzen. Als Kind habe ich mich immer gefreut zu essen, und jemand anderer hat gespuckt. Dann war mir schlecht, und dann konnte es auch passieren, dass ich mein Lieblingsessen verpasst habe. Das ist heute noch so. Wenn ich in einem teuren Restaurant bin, denke ich immer daran: Was habe ich davon? Es passiert mir immer noch, dass ich immer schauen muss, dass ich nicht die Sicherheit habe, ein Essen wirklich genießen zu können. Das ist ein Weg ohne Wiederkehr.

**Anouschka Horn:** Herr Blage, die Entschuldigung, die Ihnen nur im Ansatz reicht: Was darüber hinaus würden Sie sich denn vorstellen? Wer sollte was Ihnen gegenüber unternehmen?

**Achim Blage:** Ich als Hörgeschädigter habe ganz klar den Wunsch, dass in Schulen, Kinderheimen, Kindergärten die Kinder erst einmal auch mit Gebärdensprache erzogen werden, denn das haben wir ja heute noch nicht. Meine Eltern haben mit mir von klein auf schon Gebärdensprache benutzt und haben immer versucht, sich für mich einzusetzen.

Deswegen: Mein wichtigster Ansatz ist einfach immer nur der Respekt. Respektiert uns!

**Anouschka Horn:** Inwieweit, wenn wir jetzt nach vorn blicken, könnte man sagen, nicht nur die Stiftung, sondern was, Herr Winkelmann, hat Ihnen darüber hinaus geholfen, in ein Leben zu kommen, das man vielleicht allgemein als normales Leben definieren könnte? Oder führen Sie bis zum heutigen Tag nicht ein sogenanntes normales Leben aufgrund der Vorkommnisse von damals im Heim?

**Erwin Winkelmann:** Mein Leben ist immer noch ein bisschen getrübt von der Erinnerung an früher. Wenn ich zum Beispiel spazieren gehe und sehe Schulkinder und beobachte die Schulkinder, wie sie miteinander laufen: Es ist schön, wie sie herumtoben. Und wenn ich dann an meine eigene Schulzeit denke, mit welchen Zwängen wir umgehen mussten: Ich habe mich damals gefühlt wie in einem Gefängnis. Ich bin auch noch gefangen in dieser ängstlichen Welt. Ich hatte keine Freiheit, ich konnte mich nicht entfalten. Die Schulzeit war für mich immer stark geprägt von Ängsten.

**Anouschka Horn:** Bis zum heutigen Tag sind Ängste da?

**Erwin Winkelmann:** Ein bisschen auf jeden Fall. Ich habe immer noch die psychische Beeinträchtigung. Was ich nie vergessen werde, was ich immer noch in meinem Kopf habe, sind eben diese Ängste. Ich hatte in der Schule einmal Zahnschmerzen und habe dann Bescheid gegeben, dass ich Zahnschmerzen habe. Da hat dann ein Zahnarzt gebohrt, ohne Betäubung. Ich habe natürlich vor Schmerzen dementsprechend geschrien und wurde dann festgebunden auf dem Stuhl.

**Anouschka Horn:** Frau Deinhart, gab es konkrete Hilfe für Sie?

**Silvia Deinhart:** In der Rotenburger Anstalt nicht in der Hinsicht, aber im anderen Heim bin ich dann aufgeblüht.

**Anouschka Horn:** Wo sind Sie aufgeblüht?

**Silvia Deinhart:** Direkt aufgeblüht kann ich nicht sagen, aber da bin ich erst mehr oder weniger einigermaßen zum Menschen geworden. Da habe ich dann keine Schläge mehr bekommen. Es war ein Heim, das neu eröffnet wurde, und da habe ich dann auch – ich kürze das jetzt alles ein wenig ab – meinen Hauptschulabschluss nachgeholt. Vorher hatte ich ja keine normale Schule besucht, weil es in den Rotenburger Anstalten bzw. in der Anstalt keine normale Schule gab.

**Anouschka Horn:** Frau Badura, es wurde von vielfältiger wissenschaftlicher Seite immer wieder vorgebracht, dass man Traumatisierungen – und nichts anderes haben die Betroffenen ja erlebt als schwerwiegende, tiefe Traumatisierungen – das ganze Leben nicht loswird. Sind Sie denn schon entsprechend in Kontakt getreten über die Betroffenen, was Möglichkeiten betrifft, die hilfreich sind, also dass man vielleicht an all die, die heute hier sind, noch eine Idee transportiert, wie man überhaupt versuchen kann, mit dieser dunklen Vergangenheit fertig zu werden?

**Irmgard Badura:** Ich denke, das ist diese ganze Aufarbeitungs- und Anerkennungskultur und -arbeit, die wir in diesem Bereich leisten müssen. Und es ist eben ein Aufruf an alle in der Politik Stehenden, alle in der Verantwortung Stehenden, dass so etwas nie wieder passiert und dass wir die heutigen Strukturen entsprechend besser gestalten. Wir haben zum Beispiel gesetzlich die Anerkennung der Gebärdensprache, aber wir haben sie nicht im Alltag überall etabliert, wo sie notwendig ist.

**Anouschka Horn:** Und warum nicht?

**Irmgard Badura:** Wir schaffen es bisher anscheinend nicht, auch nicht in den öffentlichen Veranstaltungen seitens der Politik, als Selbstverständlichkeit. Erst vor ganz kurzem hatte ich in meiner Geschäftsstelle als Beauftragte der Staatsregierung den Hilferuf: Wir wollen genauso teilhaben, wir wollen miteinander sprechen und kommunizieren. Damals war es beim Wahlkampf von Frau Merkel, die in Bayern unterwegs war, und auch ihre Wahlveranstaltungen waren keineswegs in Gebärdensprache irgendwo nachzulesen bzw. mitzuerfolgen.

So wurde es ja eben auch gesagt. Auch in den Schulen ist das Thema Gebärdensprache bei den Lehrkräften längst nicht flächendeckend angekommen.

In diesem Zusammenhang möchte ich wirklich auch noch eine Lanze brechen für diejenigen, die sich auch in anderer Weise von der Kommunikation her nicht oder zu wenig gut ausdrücken können und heutzutage in den Behindertenhilfeeinrichtungen, in den Wohnheimen, in den Wohngruppen sind und dort auf Menschen treffen, die nur zu 50 % Fachkräfte sind, die überhaupt eine abgeschlossene Ausbildung zur Fachkraft, zum Erzieher, zu Pflegekräften usw. haben. 50 % sind angelernte Kräfte und Hilfskräfte und auch aufgrund des Fachkräftemangels natürlich aus aller Herren Länder. Jetzt kommt noch einmal eine Sprachbeeinträchtigung auf beiden Seiten hinzu, plus ein anderer Umgang mit einem Menschenbild, das in anderen Ländern noch Jahrhunderte zurückhinkt im Vergleich dazu, wie wir heutzutage zum Glück vom Respekt, von der Anerkennung her auf Augenhöhe miteinander umgehen können.

**Anouschka Horn:** Frau Haun, welche Sehnsucht tragen Sie im Herzen?

**Helga Haun:** Was ist „Heim“? Bei meinen Enkelkindern, bei meinen Kindern. Und ich wünsche mir mehr Anerkennung für Gehörlose, die Gebärdensprache für alle. Als Frau Merkel in Aschaffenburg war vor vier Jahren, war eine Dolmetscherin da. Die wollte neben Merkel stehen und plaudern, aber leider hat Merkel gesagt: Es stört mich, sie soll unten stehen.

**Anouschka Horn:** Dann haben Sie sie bestimmt nicht gewählt, oder?

**Helga Haun:** Nein!

**Anouschka Horn:** Herr Blage, welche persönlichen Schlüsse aus dem Erlebten haben Sie für sich gezogen?

**Achim Blage:** Welche Schlüsse? – Die waren schön. Ich habe ein schönes Leben jetzt. Ich habe viel erkämpft, ich habe viel im Verein gemacht, ich habe mich viel aktiviert. Ich habe viel gelernt. Ich bin auch sehr dankbar, dass ich einen tollen Beruf hatte. Ich hatte dann einen ganz seltenen Beruf ergreifen können, obwohl es damals bei den Einstellungen ein riesiger Schock war. Es war ein richtiger Sprung ins kalte Wasser.

**Anouschka Horn:** Welchen Beruf?

**Achim Blage:** Ich hatte mir kurz vor der Schulentlassung noch immer keinen Beruf ausgesucht. Damals hatte ich unter Gehörlosen schon viele Kontakte, und ich habe auch viele Firmen besucht. Ich bin einfach hineingegangen und habe ge-

schaut, was sie alles machen. Aber ich war nicht so begeistert von diesen Berufen. Ich war also in den verschiedensten Fabriken – Schriftsetzer, Elektrotechniker, Anlagenbau, Mechaniker, und da war kein Beruf dabei, der mich wirklich interessiert hätte. Zwei Wochen, bevor ich aus der Schule entlassen wurde – zu der Zeit war ich dann in einer Schwerhörigenschule, nicht auf der Gehörlosenschule, da war es nämlich dann besser –, haben mich die Lehrer gefragt, was ich für einen Beruf machen möchte.

Ich habe gesagt, ich habe noch keinen Vertrag, ich weiß noch nicht. Und daraufhin wurde ich sofort zum Arbeitsamt geschickt – jetzt ist es ja die Agentur für Arbeit –, und dort sagte man: Was ist denn los, warum hast du denn noch nichts? Ich habe noch keinen richtigen Beruf gefunden für mich! Und was soll ich jetzt machen?

Ich glaube, dass ich vielleicht durch die Kommunikation mit meinen Eltern vom Niveau her ein bisschen höher war. Ich habe mit zehn, elf Jahren bereits die Zeitungen gelesen. Das kann man nicht vergleichen mit anderen Gehörlosen, ich habe einfach eine ganz andere Entwicklung.

Daraufhin musste ich dann ins Arbeitsamt. Da war dann erst einmal eine Eignungsuntersuchung, und da haben sie festgestellt: Stimmt, die ganzen Berufe passen alle nicht zu mir, kein Handwerker.

**Anouschka Horn:** Entschuldigung, hat Ihr Beruf einen Namen?

**Achim Blage:** Also, handwerklich konnte ich einmal nicht arbeiten, das war aussichtslos. Ich musste was anderes tun. Büro hatte ich noch nie vorher gemacht, das hatte ich mir auch vorher nicht angesehen. Als Endergebnis war es dann so – jetzt verrate ich, was ich tue –: Ich wurde dann Steuerfachangestellter.

Und was für mich ein großer Schock war: Ich musste tatsächlich Gesetze lesen und verstehen. Das war ja nicht so wie in der Zeitung, das ist ja oft so ein Blabla und die Gesetze waren für mich erst einmal Chinesisch, das musste ich erst einmal lernen zu begreifen.

**Anouschka Horn:** Herr Blage, wir müssen hier zu unserer Stiftung zurückkommen, zur „Stiftung Anerkennung und Hilfe“, die Ihnen doch hoffentlich auch schon geholfen hat. Ist das zutreffend?

**Achim Blage:** Also, richtig geholfen – da würde ich sagen: Na ja. Ich würde sagen, ich habe ein bisschen Taschengeld als Entschädigung bekommen. Ich schaue nicht unbedingt aufs Geld, sondern ich schaue darauf: Welche Rechte habe ich denn noch? Das mit dem Missbrauch, mit der Misshandlung ist ja noch innerlich verankert, ich habe die Störung ja immer noch in mir drin.

**Anouschka Horn:** Herr Dr. Langbein! Wie sind Sie denn zur „Stiftung Anerkennung und Hilfe“ gekommen?

**Dr. Michael Langbein:** Ich hatte mich übers Internet informiert, dass im Laufe der Diskussion mit der Interessenvertretung „Verein ehemaliger Heimkinder e. V.“ so etwas in Gang gekommen ist, und da hatte ich dann Rücksprache mit denen gehalten, die im Landesverband Hessen sind. Daraufhin habe ich mir das einmal heruntergeladen, habe mir das durchgelesen, und dann habe ich mir gedacht, ob ich das nicht auch einmal versuchen könnte, ob für mich was dabei wäre.

Ich bin da sehr gut betreut, beraten und empfangen worden. Es ist mir im Grunde genommen eine sehr große Stütze gewesen, dass so etwas nach dieser langen Zeit noch kommt. Es ist eben so: Man denkt immer wieder einmal daran. Ich habe als Folge sozusagen dieser ganzen Gewaltanwendung der Mitbewohner, unter der ich dann doch relativ stark gelitten habe, seit diesem Zeitpunkt beispielsweise ständig Schlafstörungen, also dass ich nachts aufwache und dann nicht wieder einschlafen kann. Vorher hatte ich das nicht gehabt. Ich führe das eben darauf zurück, also dass das quasi eine Art Spätschaden davon ist.

Im Rahmen dieser ganzen Sache habe ich mich eben an die „Stiftung Anerkennung und Hilfe“ gewandt und bin damit außerordentlich zufrieden.

Sehr zufrieden bin ich auch damit, dass ich in einem Land leben kann und geboren bin, wo solche Heime, solche Therapiemöglichkeiten zu der damaligen Zeit bestanden haben.

**Anouschka Horn:** Wir sprechen aber jetzt nur von den positiven Erfahrungen, die Sie persönlich gemacht haben?

**Dr. Michael Langbein:** Ja, ganz genau! Und ich bin sehr dankbar dafür, dass ich hier die Möglichkeit hatte, eine einwandfreie, störungsfreie Sprache zu lernen.

**Anouschka Horn:** Herr Winkelmann, sind Sie über Umwege zur Stiftung gekommen? Auf welchem Wege haben Sie Kenntnis davon bekommen, und in-

wieweit sind Sie glücklich mit den Angeboten, die Ihnen die Stiftung unterbreitet hat?

**Erwin Winkelmann:** Ich habe im letzten Jahr, ich glaube, im Oktober war das, von der Stiftung erfahren, und ich habe mir dann erst einmal das Ganze aufgeschrieben, was ich alles so erlebt hatte. Da hat mir auch jemand geholfen dabei. Ich habe dann den Antrag gestellt, und daraufhin habe ich dann auch die Entschädigung bekommen, aber dieses Geld stellt mich eigentlich nicht zufrieden. Für mich ist es eigentlich zu wenig, denn wenn man überlegt, was für einen Einfluss das auf mein ganzes Leben hatte, sind das ein paar Tropfen auf den heißen Stein.

Ich denke, dass es sinnvoller gewesen wäre, da vielleicht eine monatliche Rente daraus zu machen und keinen großen Topf herzugeben.

**Anouschka Horn:** Das ist jetzt genau der Zeitpunkt, an dem uns Stefan Rösler von der Beratungsstelle der „Stiftung Anerkennung und Hilfe“ Auskunft geben kann. Herr Rösler, möglicherweise sind Sie ja auch schon einmal mit diesem Vorwurf konfrontiert worden, dass man vielleicht noch andere Möglichkeiten hat, um den betroffenen Menschen zu helfen. Würden Sie uns in Anbetracht der fortgeschrittenen Zeit relativ kurz – einigen wir uns auf fünf Minuten? – darlegen, wie effektiv die Hilfe sein kann, die die Stiftung leistet, und wo Sie möglicherweise selber noch Optimierungsbedarf sehen? – Bitte schön. Wir bleiben hier am Podium.



Einen wichtigen Beitrag zum Gelingen der Veranstaltung leisteten die beiden Gebärdensprachedolmetscherinnen sowie die Schriftdolmetscher, die die gesamte Veranstaltung live in eingblendeten Texten visualisierten.

Herzlichen Dank!







## Vorstellung der Beratungsstelle

### **Stefan Rösler**

#### **Leiter der Anlauf- und Beratungsstelle für ehemalige Heimkinder**

**Stefan Rösler:** Sehr geehrte Frau Stamm! Sehr geehrter Herr Unterländer! Sehr geehrte Damen und Herren! Ich versuche einfach einmal, direkt auf diese Frage einzugehen. Wir haben von den Betroffenen gehört, dass sie gesagt haben, die Stiftung hat ihnen einerseits etwas gebracht, eine positive Erfahrung also, und man hat auch eine finanzielle Leistung bekommen. Wir haben aber auch deutlich die Aussage: Es ist zu wenig, es ist ein Tropfen auf den heißen Stein. Diese Situation und diese Aussagen und diese Spannung kennen wir natürlich sehr gut.

**Anouschka Horn:** Von wie viel Geld sprechen wir denn genau, Herr Rösler?

**Stefan Rösler:** Die „Stiftung Anerkennung und Hilfe“ gewährt bei Vorliegen der Voraussetzungen eine Anerkennungs- und Unterstützungsleistung in Höhe von 9 000 Euro. Diese 9 000 Euro sollen tatsächlich helfen, mit Folgen aus der Unterbringung besser leben zu können. Sie sollen auch eine Anerkennung sein. Sie sollen ein Symbol sein, dass Kirche und Staat die Notwendigkeit sehen, etwas zu tun. Gleichzeitig sagen aber auch die Errichter der Stiftung, dass das natürlich keine Entschädigung sein kann. Das ist nicht der Versuch einer vollständigen Wiedergutmachung, weil das einem bewusst ist: Die Dinge können nicht wiedergutmacht werden.

Vor dem Hintergrund wird natürlich auch festgestellt, das Leid und Unrecht, wie es die Betroffenen erfahren haben, ist dokumentiert, es ist glaubhaft, es erschüttert uns, aber die Betroffenen hätten in der Regel keine Möglichkeit mehr, auf ande-

ren Wegen zu Leistungen zu kommen. In der Regel! In manchen Fällen greift das OEG, das sogenannte Opferentschädigungsgesetz, aber das sind Ausnahmefälle. Auf juristischem Wege ist in der Regel nichts mehr möglich. Insofern ist das der Versuch, mithilfe von privatrechtlichen Stiftungen, die Bund, Länder, Kirchen errichten, hier eine gute Lösung zu finden.

Die Erfahrungen, die wir dazu machen, sind genauso, wie sie jetzt auch schon angesprochen worden sind. Es ist einerseits die Rückmeldung, dass in der Kombination von Gesprächsangebot und finanzieller Leistung tatsächlich auch sehr viel bewirkt werden kann, dass es den Betroffenen sehr wichtig ist, auch mit den Kolleginnen und Kollegen der Anlaufstellen ins Gespräch zu kommen.

Vielleicht an der Stelle einen kleinen Ausflug: Wer die Leistungen der Stiftung haben möchte, muss zusagen zu uns kommen und uns auch ein wenig aus seiner Biographie schildern. Das heißt, die Anlaufstelle ist ein Ort der Notwendigkeit, über die Erfahrungen zu sprechen. Es ist aber vor allem auch ein Ort der Erlaubnis, über die Erfahrungen zu sprechen, über ein Thema, das lange verdrängt oder tabuisiert wurde. Und das bedeutet vielen Betroffenen tatsächlich viel.

Und was die finanzielle Leistung angeht – aber das möchte ich gar nicht wegreden, das sage ich genauso offen –: Wir haben die Rückmeldung, dass es den entstandenen Schaden nicht ersetzen kann, nicht wiedergutmachen kann. Das sagen uns natürlich auch viele Betroffene.

Frau Horn, wir haben jetzt den Zeitplan ein bisschen über den Haufen geschmissen. Theoretisch könnten wir hier vorn auch eine Art erweitertes Gespräch führen.

**Anouschka Horn:** Bitte, nehmen Sie Platz! Gern.

Nur um den finanziellen Punkt noch einmal abschließend zu klären, weil von den Betroffenen ins Spiel gebracht wurde, dass es da einen Ausgleich im Rahmen einer Rente geben könnte. Das ist sicherlich auch schon angedacht, aber möglicherweise aus guten Gründen dann leider wieder verworfen worden?

**Stefan Rösler:** Bei der Gelegenheit erwähne ich noch eine zweite finanzielle Leistung der Stiftung. Die Pauschale in Höhe von 9 000 Euro ist nicht die einzige, sondern es gibt auch eine Ausgleichszahlung, wir nennen das Rentenersatzleistung, die dann gewährt wird, wenn die Damen und Herren damals im Jugendalter in der Einrichtung arbeiten mussten oder für die Einrichtung arbeiten mussten. Dann

gibt es eine zweite finanzielle Leistung, die entweder 3 000 Euro oder 5 000 Euro beträgt, je nachdem, ob diese Arbeit bis zu zwei Jahre oder länger andauert hat.

Was die Frage nach der Rente angeht: Die „Stiftung Anerkennung und Hilfe“ orientiert sich sehr an dem Fonds Heimerziehung, was eine Art Vorgängermodell ist. Die Frage der Rente wurde im Rahmen des Fonds Heimerziehung sehr intensiv diskutiert, und vor allem haben die Betroffenenvertretungen das auch verlangt. Sie haben eine entweder höhere Ausgleichszahlung verlangt oder eben auch eine monatliche Rente, und das wurde aus verschiedenen Gründen eben nicht entschieden. Die Betroffenen haben sich damals mit dieser Forderung nicht durchsetzen können.

Heiner Keupp hat angesprochen, dass es in Österreich seit relativ kurzer Zeit den Versuch gibt, Betroffene mit einer monatlichen Rente auszustatten. Ich glaube, wir müssen aber die Erfahrungen in Österreich noch abwarten, weil diese Modelle in der Regel viel höherschwelliger sind. Ich kann fundiert noch nichts zu Österreich sagen, aber jegliche Modelle, die in Richtung eines Schadensersatzes gehen, sind höherschwellig, und das ist aus meiner Sicht tatsächlich ein großer Vorteil vom Fonds Heimerziehung und von der Stiftung, dass sie sehr niedrigschwellig arbeiten. Die Betroffenen müssen uns nicht beweisen, dass sie Leid und Unrecht erfahren haben, sondern sie machen es uns glaubhaft.

**Anouschka Horn:** Herr Rösler, dann würden wir an diesem Punkt sagen, Sie behalten die Entwicklung in Österreich im Auge, und sollte sich diesbezüglich etwas zugunsten der Betroffenen entwickeln, dann sitzen Sie ja unmittelbar an der Quelle und könnten das weiterleiten.

Haben Sie persönlich den Eindruck, dass es, wenn die Betroffenen quasi zu Ihnen in die Sprechstunde kommen, auch schon eine Erleichterung ist, sich das Erlebte von der Seele zu reden?

**Stefan Rösler:** Diesen Eindruck haben wir schon, und das natürlich vor allem auf der Basis von Rückmeldungen, die uns Betroffene geben. Wir bekommen viele Rückmeldungen in der Form, dass uns nach dem Gespräch gesagt wird, es war eine positive Erfahrung, mit euch ins Gespräch zu kommen, euch zu begegnen, einen Raum zu haben, wo ich in Ruhe, zum Teil zum ersten Mal, natürlich nicht immer, aber zum Teil zum ersten Mal, über meine Erfahrungen berichten kann. Und die Betroffenen schätzen das uns gegenüber so ein, dass das durchaus auch hilfreich ist.

Ich möchte mich an der Stelle natürlich immer auch gewissermaßen bescheiden äußern, denn auch wir können nicht zaubern. Aber es kann eine kleine Begleitung sein in einem individuellen Prozess, eine kleine Unterstützung sein, und es kann eine gewisse positive Erfahrung sein, mit uns oder mit den anderen Anlaufstellen ins Gespräch zu kommen und dort den Raum zu haben, in Ruhe von sich zu erzählen.

**Anouschka Horn:** Dann halten wir fest: Wenn man zu Ihnen respektive zur Stiftung kommt, läuft es im Grunde genommen unbürokratisch ab.

**Stefan Rösler:** Die Stiftung läuft im Vergleich zum Fonds Heimerziehung unbürokratisch ab. Das liegt daran, dass die Stiftung ihre Leistungen als Pauschalen zur selbstbestimmten Verwendung gewährt. Der Fonds Heimerziehung hat zweckgebundene Hilfen gewährt, die danach abgewickelt, abgerechnet wurden, wo Nachweise einzureichen waren. Das war ein sehr bürokratisches Verfahren, und da hat man aus dem Fonds Heimerziehung gelernt und hat bei der Stiftung anders entschieden. Wir haben natürlich gewisse Prüfaufgaben. Wir schauen: Gibt es schriftliche Nachweise über die Unterbringung? Die liegen entweder vor, oder man kann sie leicht beschaffen. Wir bitten die Betroffenen, dass sie uns ein wenig aus ihrem Leben schildern, das ist gleichzeitig auch das Anliegen der Betroffenen, und daraus entsteht ein übersichtlicher Antrag, der an eine Geschäftsstelle geschickt wird, die dann zeitnah die Leistungen auszahlt.

**Anouschka Horn:** Herr Rösler, wie lange kann man sich noch an die Stiftung wenden?

**Stefan Rösler:** Das ist eine ganz wichtige Frage. Die Stiftung gibt es seit dem 01.01.2017. Sie hat eine fünfjährige Laufzeit, aber eine dreijährige Anmeldefrist, und wir müssen davon ausgehen, dass es bei diesen drei Jahren auch bleibt. Das heißt, Betroffene müssen sich bis zum 31.12.2019 an ihre zuständige Anlaufstelle wenden, sonst ist es nach aktuellem Stand so, dass sie dann keine Leistungen mehr beantragen können. Also: Anmeldung bis Ende 2019. Das ist sehr wichtig!

Und an der Stelle kurz ein Schwenk: Das heißt auch für uns und für alle im Saal, dass wir sehr engagiert in Richtung Öffentlichkeitsarbeit sein müssen, damit wir die Betroffenen erreichen. Es ist das Ziel – das hat das Ministerium klar formuliert –, dass nach Möglichkeit alle Betroffenen in Bayern rechtzeitig von der Stiftung erfahren. Das ist ein sehr, sehr ambitioniertes Ziel, aber wir sollten alle gemeinsam daran arbeiten, dass wir es so weit als möglich erreichen. Das gilt auch für die Hilfestrukturen, für die vielen Beratungsstellen. Und das ist schwierig, das haben

wir im Fonds Heimerziehung oft gemerkt, dass doch relativ viele Fachkräfte in Beratungsstellen auf einmal sagen: Von einem Fonds Heimerziehung habe ich noch nie was gehört! Da müssen wir schauen, dass wir das in der Stiftung besser kommunizieren.

**Anouschka Horn:** Herr Rösler, abschließend die Frage an Sie persönlich: Macht Sie Ihre Arbeit glücklich im Sinne dessen, dass Sie den Eindruck haben, den Menschen auch wirklich helfen zu können?

**Stefan Rösler:** Die Arbeit ist einerseits schwierig und anspruchsvoll, weil natürlich auch wir immer mit den Themen Gewalt, Trauer, Missbrauch usw. zu tun haben. Wir sind aber tatsächlich, und das würde ich nicht sagen, wenn ich es nicht ernst meinte, der Meinung, dass wir auch viel bewirken können.

Frau Horn, Sie haben vorhin von mir als einem „wunderbaren Menschen“ gesprochen. Ich weiß nicht, ob ich der bin, aber ich möchte an der Stelle die Gelegenheit nutzen, zu betonen: Wenn ich hier bei einem solchen Anlass spreche, tue ich das als Leiter der Anlaufstelle. Die Arbeit, auf die es ankommt, macht allerdings mein Team. Und insofern gebührt auch meinem Team jeglicher Dank, den wir bekommen.

**Anouschka Horn:** Nobel von Ihnen!

**Anouschka Horn:** Meine Damen, meine Herren! Mit das Wertvollste im Leben ist, eine Kinderseele behutsam auffangen zu dürfen. Es tut weh, dass keiner von uns es verhindern konnte, was Ihnen angetan wurde. Aber seien Sie gewiss: Eine Erwachsenenseele behutsam aufzufangen ist mindestens genauso wertvoll. Und es wäre schön, wenn die vergangenen drei bis vier Stunden ein wenig dazu beigetragen hätten, dass wir auch Ihre Seele ein wenig auffangen durften.

Zum guten Schluss beschenkt uns jetzt noch einmal die ABM-Unplugged. Ich möchte mich bei Ihnen bedanken für Ihre außerordentliche Aufmerksamkeit und Ihre ganz große Bereitschaft, hier diesen Empfang heute zu einem besonderen werden zu lassen.

Bleiben Sie gesund, alles erdenklich Gute und danke! Auf Wiedersehen!





## Schlusswort

**Joachim Unterländer, MdL**

**Vorsitzender des Ausschusses für Arbeit und Soziales, Jugend, Familie und Integration des Bayerischen Landtags**

Die Regie hat es vorgesehen, und ich glaube, es ist auch sinnvoll, dass wir als gemeinsame Veranstalter, der Bayerische Landtag und die „Stiftung Anerkennung und Hilfe“, zum einen allen Beteiligten ein herzliches Dankeschön sagen, die heute diesen Nachmittag mit uns gemeinsam verbracht haben, und dafür, dass sie uns auch Einblicke darin gegeben haben, was sie erlebt haben, und Einblicke gegeben haben, was sie von uns erwarten. Das, denke ich, ist ein Ergebnis für uns, dass wir zum einen Ihr individuelles Leid mit den Konsequenzen daraus, die die Stiftung ermöglicht, bearbeiten, und da brauchen wir nichts zurücknehmen von dem, was Sie über den Herrn Rösler gesagt haben, dass er eine wunderbare Arbeit macht mit seinem Team.

Ich bedanke mich an dieser Stelle auch sehr herzlich bei allen Damen und Herren, die hier mit Ihnen gemeinsam das Gespräch aufgrund Ihrer Erfahrungen gesucht haben. Es war in der Tat so, wie Sie angesprochen haben: Dass dies heute der Höhepunkt dieser Veranstaltung gewesen ist. Ein herzliches Dankeschön dafür!

Ich bedanke mich sehr herzlich bei allen Rednern:

Bei Herrn Prof. Keupp, der ja wirklich der Experte schlechthin in Deutschland ist, ihn möchte ich hier in besonderer Weise nennen. Wir schätzen uns glücklich, dass Sie heute hier sein konnten.



Bei den Vertretern der Kirchen, Herrn Staatssekretär Hintersberger, und natürlich unserer Landtagspräsidentin, ohne die das in der Form gar nicht möglich gewesen wäre, Barbara Stamm, die immer ein Herz für Menschen in Problemlagen hat. Dafür ein herzliches Vergelt's Gott auch noch einmal an dieser Stelle.

Ich sage dies gemeinsam mit meiner Stellvertreterin Doris Rauscher. Und wenn ich davon spreche, dass alles nicht möglich gewesen wäre ohne bestimmte Leute, dann gilt das vor allen Dingen auch für das Landtagsamt, hier mit unserem Ausschussreferenten Heinz Schaefer und Petra Welte an der Spitze, und Herrn Graf von der Geschäftsstelle der „Stiftung Anerkennung und Hilfe“. Ein herzliches Vergelt's Gott dafür! Wir werden das dann schon noch weiter miteinander besprechen, wie wir uns bedanken.

Und es ist auch keine Selbstverständlichkeit, dass eine Journalistin, die ja ein breites Spektrum hier zu erfüllen hat, mit großer Empathie eine so schwierige Diskussionsrunde gestaltet und meistert. Wir wissen zwar, dass Sie das schon lange, eine gewisse Zeit zumindest, mit großer Erfahrung machen, aber wir sind froh, dass Sie das heute übernommen haben, auch unter zeitlich schwierigen Bedingungen: Sie müssen heute, glaube ich, noch auftreten bei der Rundschau am Abend. Dafür ein herzliches Dankeschön!

Jetzt werde ich darauf hingewiesen, dass ich gleich den Blumenstrauß an Sie, Frau Horn, überreichen darf. Ich hoffe, Sie können ihn irgendwo unterbringen.

**Anouschka Horn:** Der bekommt natürlich auf meinem Schreibtisch einen ganz besonderen Platz. Und da ich die ganze nächste Woche noch Sendung habe, werde ich jeden Tag an Sie alle mit Freude denken! – Danke!

**Joachim Unterländer:** Die ABM-Unplugged wird uns jetzt sozusagen hinausspielen. Ein Dankeschön an die Musikgruppe aus Att! Schön, dass ihr gekommen seid! Die Kollegin Rauscher hat gleich Erinnerungen an die noch frühere Jugendzeit durch die Musik, die ihr hier spielt. Vielen Dank, dass ihr da gewesen seid – ganz toll, der Auftritt!

In diesem Sinne: Wir haben noch Gelegenheit, beim Stehempfang draußen miteinander zu sprechen. Danke schön, und wir bleiben mit Ihnen im Gespräch, wir arbeiten mit Ihnen gemeinsam weiter an der Aufarbeitung.

Herzlichen Dank nochmals, dass Sie gekommen sind und alles, alles Gute!

## Anhang

*Der folgende Vortrag von Herrn Rösler, dem Leiter der Bayerischen Anlauf- und Beratungsstelle konnte im Rahmen der Veranstaltung aus zeitlichen Gründen nicht vollständig gehalten werden.*

*Wir stellen das Manuskript als Anhang zur Verfügung, da es einen Überblick über die Ziele und Aufgaben der „Stiftung Anerkennung und Hilfe“, Erfahrungen aus der Arbeit der Anlauf- und Beratungsstelle vermittelt sowie einen Ausblick auf die kommenden Aufgaben gibt.*

Sehr geehrte Frau Stamm, sehr geehrter Herr Unterländer, sehr geehrte Damen und Herren,

haben Sie herzlichen Dank für diese beeindruckende Veranstaltung heute und für die Gelegenheit, über die Bayerische Anlauf- und Beratungsstelle der „Stiftung Anerkennung und Hilfe“ berichten zu können.

Mein Name ist Stefan Rösler, ich bin seit 2009 Mitarbeiter im Zentrum Bayern Familie und Soziales – Bayerisches Landesjugendamt.

Dort bin ich seit 2010 Ansprechpartner für ehemalige Heimkinder in Bayern, seit 2012 leite ich die Regionale Anlauf- und Beratungsstelle für ehemalige Heimkinder in Bayern und seit dem 01.04.2017 auch die Bayerische Anlauf- und Beratungsstelle der „Stiftung Anerkennung und Hilfe“.

Ich möchte Sie in den nächsten 15 Minuten über die „Stiftung Anerkennung und Hilfe“ und über die Bayerische Anlauf- und Beratungsstelle informieren. Schließlich möchte ich einige Überlegungen anstellen, wie aus unserer Sicht Aufarbeitung gelingen kann und was wir und Sie dazu beitragen können.

### **Die „Stiftung Anerkennung und Hilfe“ – Ziel und Zweck**

Die Stiftung möchte Menschen helfen, die als Kinder und Jugendliche, also minderjährig, im Zeitraum 1949 bis 1975 in der BRD und im Zeitraum 1949 bis 1990 in der DDR in stationären Einrichtungen der Behindertenhilfe und der Psychiatrie untergebracht waren und Leid und Unrecht erlebt haben. Die Stiftung richtet sich also direkt an die betroffenen Damen und Herren.

Wie der Name schon sagt, ist der Stiftung dabei sehr wichtig, dass das Leid und Unrecht öffentlich benannt und anerkannt wird. Damit richtet sich die Stiftung auch an die Öffentlichkeit, also an uns alle, dass wir über die schwere Thematik informiert sind und uns damit auseinandersetzen.

Im Mittelpunkt der Stiftung, auch im Mittelpunkt der heutigen Veranstaltung, stehen also Erfahrungen von Leid und Unrecht, stehen Missstände in den damaligen stationären Einrichtungen. Es gab viel zu viele dieser Missstände. Und es ist gut, dass wir heute und in Zukunft darüber sprechen.

Es wäre aber ein Fehler, wenn wir einen Generalverdacht gegen alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter und gegen alle damaligen Einrichtungen daraus folgern würden. Es gab auch damals gelungene Hilfen, Betreuungen und Behandlungen.

Viele Beschäftigte haben sich gut um Kinder und Jugendliche gekümmert, haben Fortschritte angestoßen.

Ob es damals zu gelungenen Hilfen gekommen ist oder zu Missständen lag natürlich nicht allein an Personen. Es gab strukturelle, historische und auch gesellschaftliche Gründe für Missstände.

Ich zitiere einen Satz, den ich einmal aufgeschrieben habe: Die Feststellung, dass es auch gelungene Hilfen gab, soll und darf das weitreichende Leid und Unrecht, das vielen Kindern und Jugendlichen in den Einrichtungen widerfahren ist, nicht relativieren oder gar infrage stellen.

Zurück zur Stiftung: Sie möchte ihre grundlegenden Ziele erreichen, indem sie vor allem vier Dinge tut:

1. Sie möchte Leid und Unrecht öffentlich benennen und anerkennen. Der heutige Tag hier in München ist das beste Beispiel für eine solche Maßnahme!
2. Sie möchte die Geschehnisse damals in den Einrichtungen wissenschaftlich aufarbeiten und die Ergebnisse der Öffentlichkeit vorstellen. Die Stiftung hat im letzten Jahr eine große wissenschaftliche Studie in Auftrag gegeben. Die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler werden drei Jahre forschen, es wird Zwischenberichte geben und dann einen großen Abschlussbericht.

3. Den betroffenen Damen und Herren werden Gesprächs- und Beratungsangebote gemacht. Dafür wurden in allen Bundesländern Anlauf- und Beratungsstellen eingerichtet. Die Gespräche in den Anlaufstellen sollen so weit als möglich die Erfahrungen der Betroffenen in den Einrichtungen individuell anerkennen.
4. Und schließlich gewährt die Stiftung Betroffenen finanzielle Leistungen. Die Voraussetzungen dafür sind die eben genannte Unterbringung, die Erfahrung von Leid und/oder Unrecht, und dass sich diese Erfahrung heute noch belastend auswirkt. Die Stiftung nennt das eine Folgewirkung.

## **Finanzielle Leistungen**

Sind diese Voraussetzungen erfüllt, gewährt die Stiftung eine Anerkennungs- und Unterstützungsleistung in Höhe von 9 000 Euro.

Wenn Betroffene damals im Jugendalter in der oder für die Einrichtung arbeiten mussten, und für diese Arbeit keine Sozialversicherungsbeiträge abgeführt worden sind, wird eine zusätzliche finanzielle Leistung gewährt, die sogenannte Rentenersatzleistung in Höhe von 3 000 Euro bei einer Dauer der Arbeit von unter zwei Jahren bzw. 5 000 Euro bei einer Dauer von über zwei Jahren.

Die finanziellen Leistungen sollen also zum einen erlebtes Leid und Unrecht anerkennen und zum anderen Betroffenen helfen, mit Folgewirkungen besser leben zu können. Die Leistungen sind auch ein Symbol, ein Zeichen, dass sich Staat und Kirchen kümmern, dass sie die Notwendigkeit sehen, etwas zu tun. Die Leistungen sind keine Entschädigung und kein Versuch einer vollständigen Wiedergutmachung. Der Stiftung ist bewusst, dass die Erfahrungen der Betroffenen nicht ungeschehen gemacht werden können.

Wichtig ist: Diese finanziellen Leistungen sollen nicht auf Sozialleistungen angerechnet werden, und sie werden als Pauschalen zur selbstbestimmten Verwendung ausgezahlt. Damit fällt das doch sehr bürokratische Abwicklungsverfahren, das es im Fonds Heimerziehung gegeben hat, komplett weg.

Ich betone das auch deshalb, da wir gehört haben, dass einige Betroffene und auch gesetzliche Betreuerinnen und Betreuer solche bürokratischen Verfahren befürchtet haben und sich vorerst noch nicht an die Stiftung und ihre Anlaufstellen gewandt haben.

## **Errichter und Laufzeit**

Die Stiftung wurde errichtet vom Bund, von den Ländern und den beiden großen Kirchen und ihren Wohlfahrtsverbänden. Das Vermögen der Stiftung beträgt knapp 300 Mio. Euro, die Laufzeit der Stiftung soll fünf Jahre betragen. Betroffene müssen sich allerdings bis zum 31.12.2019 bei den Anlaufstellen melden, wenn sie finanzielle Leistungen der Stiftung erhalten möchten. Es gibt also eine dreijährige Anmeldefrist, vom 01.01.2017 bis zum 31.12.2019.

Die Bayerische Anlauf- und Beratungsstelle der „Stiftung Anerkennung und Hilfe“

## **Träger**

Vorab einige Informationen zum Träger der Anlaufstelle, dem Zentrum Bayern Familie und Soziales – Bayerisches Landesjugendamt.

Das ZBFS ist die große bayerische Sozialbehörde im Geschäftsbereich des Bayerischen Sozialministeriums. Es gewährt verschiedene Familienleistungen, es ist auch für die Schwerbehindertenverfahren zuständig und für vieles mehr.

Im Zentrum ist auch das Bayerische Landesjugendamt eingerichtet. Es ist kein „normales“ Jugendamt, sondern eine staatliche Fachbehörde für die Kinder- und Jugendhilfe in Bayern. Es unterstützt die öffentlichen Träger der Jugendhilfe, vor allem die 96 Jugendämter in Bayern, und die freien Träger, also die Einrichtungen und Verbände durch Beratung, fachliche Empfehlungen und Fortbildungen.

Im Landesjugendamt haben wir seit 2012 die Anlaufstelle für ehemalige Heimkinder in Bayern eingerichtet. In dieser Anlaufstelle setzen wir den Fonds Heimerziehung um. Der Fonds und die Stiftung sind sich sehr ähnlich. Das ist der Grund, weshalb unter Federführung des Sozialministeriums auch die Anlaufstelle der Stiftung hier eingerichtet wurde. So können wir Erfahrungen und Kompetenzen aus der Umsetzung des Fonds für die Stiftung nutzen.

## **Personal**

Wir haben die Anlaufstelle der Stiftung, wie die meisten anderen Länder auch, zum 01.04.2017 in Betrieb genommen. Wir haben ein neues Team aufgebaut, das aktuell aus sieben Kolleginnen und Kollegen besteht, die meisten arbeiten in Teilzeit.

Die Kolleginnen und der Kollege haben Soziale Arbeit, Psychologie, Theologie studiert, sie haben Zusatzausbildungen und Fortbildungen absolviert und bringen entsprechende Berufserfahrung mit. Wir haben also ein sehr qualifiziertes Team. Zusätzlich haben wir eine Teamassistentin, die gute Seele der Anlaufstelle. Die Anlaufstelle des Fonds und die der Stiftung sind in direkter Nähe zueinander in München eingerichtet.

## **Verfahren**

Wie funktioniert es, sich bei uns anzumelden?

Wenn Betroffene das Gesprächsangebot annehmen bzw. die finanziellen Leistungen der Stiftung erhalten möchten, müssen sie sich bei der zuständigen Anlaufstelle anmelden – wie gesagt bis zum 31.12.2019.

Wir sind für alle Menschen zuständig, die heute in Bayern leben, egal, wo sie früher untergebracht waren.

Eine Anmeldung kann telefonisch, per E-Mail, per Brief oder Fax erfolgen. Es wird dann in aller Regel ein persönliches Gespräch vorbereitet und geführt.

Wenn Betroffene aus gesundheitlichen Gründen nicht zu uns nach München kommen können, leisten wir auch sogenannte aufsuchende Beratung, also Besuche Zuhause, in Einrichtungen, an neutralen Orten.

## **Voraussetzungen**

Für die Prüfung, ob die Stiftung finanzielle Leistungen gewähren kann, benötigen wir möglichst schriftliche Nachweise über die Unterbringung. Meistens liegen die vor oder lassen sich beschaffen. Bei Bedarf unterstützen wir bei der Suche. Schriftliche Nachweise zu Leid und Unrechtserfahrungen liegen aber oft nicht vor. Hier kommt es dann auf die individuelle Schilderung der Betroffenen an. Von den Erfahrungen zu berichten kann für Betroffene auch belastend sein. Wir achten darauf, dass es keine unnötigen Belastungen gibt, bei uns wird zum Beispiel niemand „ausgefragt“, sondern wir führen ein freies Gespräch in einem ruhigen Rahmen und hören vor allem zu. Nicht zu vergessen, diese Gespräche sollen ja auch der Anerkennung der Erfahrungen dienen.

Im Anschluss werden einige Unterlagen fertiggestellt, es gibt einige Informationen zum Beispiel zum Schutz der Daten; die Unterlagen werden dann zu der Geschäftsstelle der Stiftung nach Bochum geschickt, die die Leistungen auszahlt.

### *Exkurs Kommunikation und (geistige) Behinderung*

Die wohl größte Herausforderung der Stiftung und der Anlaufstellen wird es sein, angemessene und integrierende Lösungen auch für die Menschen zu finden, die sich aufgrund einer (geistigen) Behinderung nicht oder nur kaum mitteilen können. Die Stiftung skizziert einige Lösungswege, wie das gelingen kann, etwa Herbeiziehung von Zeugen, Unterlagen, Erkenntnissen. Ehrlicherweise sind aber auch Gefahren oder Fallstricke denkbar. Wir sollten zum Beispiel niemandem eine Betroffenheit unterstellen oder einreden, die gar nicht da ist. Wir möchten Betroffenen und ihren Bevollmächtigten empfehlen, Kontakt zu uns aufzunehmen, damit wir dann gemeinsam das Weitere beraten und prüfen können.

### **Zahlen**

Wie viele Personen haben sich bei uns angemeldet?

Es haben sich seit April 2017 zunächst deutlich weniger Menschen bei uns gemeldet, als wir erwartet hätten. Den meisten anderen Anlaufstellen ging es ähnlich. Anfangs hatten wir rund zehn Anmeldungen im Monat. Dann sind die Zahlen kontinuierlich gestiegen, auf 20 im August und September, auf 30 im Oktober bis Dezember und auf über 50 seit Januar 2018. Bislang haben sich 370 Damen und Herren bei uns gemeldet, die meisten, aber nicht alle, haben auch Zugang zu den finanziellen Leistungen der Stiftung. Momentan überwiegen in Bayern deutlich Betroffene, die in Einrichtungen der Behindertenhilfe untergebracht waren. Betroffene, die in Einrichtungen der Psychiatrie waren, haben wir noch nicht viele bei uns. Ich glaube, diesen Teil der Zielgruppe haben wir noch nicht erreicht. In Bayern haben sich überdurchschnittlich viele gehörlose Menschen gemeldet.

Rund 125 Damen und Herren haben bereits finanzielle Leistungen der Stiftung erhalten, die Summe der ausgezahlten Leistungen an Betroffene in Bayern beträgt derzeit rund 1,25 Mio. Euro. Auszahlungen für 25 weitere Damen und Herren stehen unmittelbar bevor.

## **Was berichten uns die Menschen?**

Im Mittelpunkt stehen Schilderungen von körperlicher Gewalterfahrung. Es gab Schläge, oft mit Gegenständen wie Stöcken. Gehörlose Menschen wurden geschlagen, wenn sie ihre Gebärdensprache verwenden wollten und das nicht tun sollten. Viele berichten, dass sie oft gar nicht verstehen konnten, weshalb sie schon wieder geschlagen worden sind. Das Schlimme an den Schlägen, Kopfnüssen usw. war, dass daraus ein Gefühl der Erniedrigung entstanden ist. Das Gefühl, ausgeliefert und hilflos zu sein. Die Gewalt war unberechenbar und erschien willkürlich. Es wurde dem Jungen oder dem Mädchen eingepregelt, nicht gut, nicht in Ordnung zu sein, so wie er oder sie es war. Dieses Gefühl ist oft heute noch da.

Ein zweiter Schwerpunkt der Schilderungen bezieht sich auf Essen, Trinken, Ernährung. Essen als Druckmittel und Strafe für alles und jeden. Essen als Zwang, verweigertes Essen. Der Zwang, Erbrochenes zu essen.

Ein dritter Schwerpunkt ist die Schilderung, dass sich viele Betroffene nicht gut gefördert gefühlt haben. Weiter gefasst: Viele haben sich emotional nicht gut angenommen und aufgehoben gefühlt.

Betroffene berichten uns davon, dass sie eingesperrt worden sind. Sie deuten an, sexualisierte Gewalt erfahren zu haben. Sie sagen, dass Freundschaften und Solidarität in der Einrichtung unterbunden worden sind. Die Aufnahme in die Einrichtung war für viele traumatisch, weil sie gar nicht wussten, wo sie überhaupt hinkommen und wie lange sie bleiben werden. Die Situation von Mädchen und Jungen, die nachts in das Bett gemacht haben, war besonders schwierig. Stigmatisierung, Strafen, Schläge, kein Trinken mehr ab dem Nachmittag. Die Angst dieser Kinder wurde immer stärker.

Suchten die Kinder und Jugendlichen ausnahmsweise Hilfe, wurde ihnen nicht geglaubt.

## **Wie kann Aufarbeitung gelingen?**

### **Öffentlichkeitsarbeit**

Wie Heiner Keupp so anschaulich ausgeführt hat, ist Voraussetzung für Aufarbeitung, dass die Erfahrungen der Betroffenen und die Folgen daraus zur Sprache kommen.



Voraussetzung dafür ist, dass die Betroffenen überhaupt erst von den Angeboten und Leistungen der Stiftung und der Anlaufstellen erfahren. Auf Bundesebene und in Bayern ist bereits intensive Öffentlichkeitsarbeit geleistet worden. Die Betroffenen zu erreichen ist aber schwierig. Genauso schwierig ist es, alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zu erreichen, die in den vielen Diensten und Einrichtungen der Sozialen Arbeit tätig sind. Wir und das Sozialministerium haben das Ziel, dass möglichst alle Betroffenen in Bayern rechtzeitig von der Stiftung erfahren, damit sie dann entscheiden können, ob sie sich an uns wenden möchten oder nicht. Das ist ein hehres Ziel. Ehrlich gesagt werden wir es kaum vollständig erreichen können. Aber es ist wichtig, dass es dieses Ziel gibt und dass wir es verfolgen.

Dazu brauchen wir Sie! Wir brauchen die Einrichtungen, die Träger und Verbände, wir brauchen die gesetzlichen Betreuer, die Multiplikatoren und Unterstützer – und die Medien. Wir brauchen selbstverständlich auch die Betroffenen! Bitte wirken Sie an dieser zentralen Voraussetzung für gelingende Aufarbeitung mit! Geben Sie Informationen und Erfahrungen zur Stiftung weiter, unterstützen Sie Betroffene bei Bedarf, sich anzumelden. Sprechen Sie über das Thema!

### **Beteiligung/Beirat**

Aufarbeitung kann nur mit den Betroffenen gelingen. Sie sollen Herr bzw. Frau ihres individuellen Verfahrens sein.

Kommunikation, wechselseitige Beteiligung und Zusammenarbeit sind wichtig – sie sollten auch strukturell verankert werden. Der Anlaufstelle soll ein Beirat eingerichtet werden, der die Umsetzung der Stiftung hierzulande begleitet und unterstützt. In diesem Beirat sollen Betroffene und „Profis“ zusammenarbeiten. Wir würden uns freuen, wenn wir demnächst diesen Beirat gründen könnten, momentan suchen wir noch nach Betroffenen, die Interesse an einer Mitwirkung im Beirat haben ...

### **Politik**

Für das Gelingen eines solch anspruchsvollen Aufarbeitungsprozesses ist es wichtig, dass die Verantwortungsträger aus Politik, Verwaltung, den Kirchen, den in Rede stehenden Hilfesystemen usw. den Prozess unterstützen. An dieser Stelle erlaube ich mir einen Blick auf die Politik und schaue zurück auf eine Veranstaltung hier im Bayerischen Landtag vor knapp sechs Jahren. Am 12.06.2012 fand hier die größte Anhörung von ehemaligen Heimkindern der Jugendhilfe statt. In der Folge hat der Sozialausschuss des Landtags die Thematik weiter begleitet und

befördert, wie es meines Wissens in Deutschland kein zweites Mal geschehen ist. Zum allergrößten Teil haben die Fraktionen übergreifend an einen Strang gezogen. Es würde mich sehr freuen, wenn dies auch weiterhin gelänge.

### **Was kann die Anlaufstelle beitragen?**

Auch unsere bescheidenen Beiträge finden auf verschiedenen Ebenen statt.

### **Vertrauensstellung**

Sehen Sie mir nach, dass ich aber zunächst eine Grenze der Anlaufstelle skizziere.

Im Rahmen der Aufarbeitung wird immer wieder gefordert, dass die damaligen Geschehnisse konsequent öffentlich werden. Heiner Keupp hat mit Donauwörth ein Beispiel genannt, über das aktuell in den Medien berichtet wird. Eine solche Veröffentlichung von Informationen kann die Anlaufstelle nicht betreiben. Die Betroffenen benötigen zwingend die Sicherheit, dass ihre Schilderungen in der Anlaufstelle streng vertraulich und geschützt sind. Andernfalls würden die meisten allein aus Loyalitätskonflikten nicht über ihre sehr persönlichen Erfahrungen berichten.

Diese Sicherheit benötigen aber auch die Einrichtungen und Träger. Sie sind ja gebeten, die Betroffenen dabei zu unterstützen, sich an die Anlaufstelle zu wenden. Auch die Einrichtungen und Träger müssen sicher sein, dass die Schilderungen bei uns vertraulich behandelt werden und sie nicht öffentlich an den Pranger gestellt werden.

Wir alle fordern einhellig Aufarbeitung. Und es ist gut und sehr wichtig, dass sie nun stattfindet. Aber wir sollten nicht vergessen, dass sie für die Betroffenen auch mit Belastungen verbunden sein kann. Aufarbeitung ist ein heikler, sensibler Prozess. Und das gilt auch für die Organisationen.

Wir berichten natürlich immer wieder über unsere Arbeit und unsere Erfahrungen, wie gerade jetzt auch, aber immer so, dass keine Rückschlüsse auf einzelne Personen oder einzelne Einrichtungen möglich sind.

Abschließend zu dem, was wir tun können.

## **Netzwerkarbeit**

Die Anlaufstelle ist in einer großen staatlichen Sozialbehörde und dort bei einem Landesamt mit großen Netzwerken eingerichtet. Für eine Informations- und Sensibilisierungsarbeit nutzen wir diese Netzwerke. Wir speisen Informationen über die Stiftung in unsere Kooperationen, Gremien und Ausschüsse ein.

Wir veröffentlichen immer wieder Artikel über die Stiftung und unsere Arbeit. Wir besuchen Einrichtungen und Veranstaltungen und informieren über die Stiftung. Wir arbeiten unter eben genannter Prämisse sehr eng mit den Medien zusammen, mit Presse, Radio und Fernsehen.

## **Lotsenfunktion**

Die Menschen, die zu uns kommen, können auf Wunsch zu weiterführenden Hilfen beraten werden. Wir nennen das unsere Lotsenfunktion. In der Vergangenheit haben wir beispielsweise über Leistungen der Rentenversicherung, der anderen Fonds (Heimerziehung, sexueller Kindesmissbrauch), des Opferentschädigungsgesetzes informiert sowie Ansprechpartnerinnen und Ansprechpartner vermittelt. Immer wieder haben wir zu allgemeinen oder spezialisierten Beratungsstellen vermittelt oder zu therapeutischen Diensten. In der Stiftung wird diese Lotsenfunktion weniger in Anspruch genommen als im Fonds Heimerziehung. Vielleicht ändert sich das noch. Das Angebot ist jedenfalls wichtig.

## **Das Gespräch**

Ich komme langsam zum Ende und zu dem Punkt, der mir heute besonders wichtig ist: Das persönliche Gespräch. Es ist zunächst ein Angebot; für diejenigen, die Leistungen der Stiftung in Anspruch nehmen möchten. Es ist aber auch mit einer gewissen Notwendigkeit verbunden, über die Erfahrungen zu sprechen. Wie wir aus der Evaluation der beiden Heimkinderfonds wissen, ist es für viele Betroffene vor allem aber eine Erlaubnis, über die Erfahrungen und damit über ein lange Zeit tabuisiertes und verdrängtes Thema zu sprechen. Das Gespräch soll der Anerkennung dienen. Wie können wir gemeinsam erreichen, dass wir gute Gespräche führen, die bei der individuellen Aufarbeitung hilfreich sind? Es sind Dinge, die uns zunächst vielleicht „klein“ vorkommen. Die aber trotzdem eine große Bedeutung haben:

- Eine Atmosphäre, willkommen zu sein.
- Ansprechende Räume, das Angebot von einem Glas Wasser, einer Tasse Tee oder Kaffee.
- Eine ruhige Gesprächsatmosphäre. Vertrauenspersonen sind auf Wunsch herzlich willkommen.
- Aufmerksames Zuhören. Gehört und gesehen werden. Erzählen lassen.
- Schilderungen ernst nehmen, Glauben schenken. Kompetent und erfahren sein.
- Den Schilderungen eine Anerkennung bzw. Würdigung zusprechen bzw. zu- kommen lassen. Dafür braucht es oft nicht viele Worte, manchmal braucht es gar keine Worte.
- Eine wertschätzende Verabschiedung.

Wie gesagt, vielleicht kleine Dinge, aber realistische und authentische, und, so hoffen wir, für Betroffene hilfreich in ihrem eigenen Prozess, den wir ein Stück weit begleiten und etwas unterstützen dürfen. Die Erfahrung, gehört und gesehen zu werden, erleichtert es, sich anerkannt zu fühlen. Das geht uns allen so.





**Herausgeber  
Bayerischer Landtag  
Landtagsamt  
Maximilianeum  
81627 München**

**Telefon (089) 4126-0  
Fax (089) 4126-392**

**landtag@bayern.landtag.de  
www.bayern.landtag.de**